THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

834H17
I 1911
V.1-5

Robt Hamerling

Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

JL617

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Erster Band.

Inhalt: Hamerlings Leben und Schaffen.

Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

834 H17
I 1911

Vorwort des Herausgebers.

Seine Werke in einer Volksausgabe vereinigt zu sehen, war schon viele Jahre vor seinem Tode der sehnlichste Wunsch Robert Hamerlings. Wiederholt sprach er hiervon zu Freund Rosegger, den er wegen der gut ausgestatteten und doch so billigen Ausgabe seiner „ausgewählten Schriften" nicht wenig beneidete.

Erst im zwölften Jahre nach dem Tode des Dichters, im Dezember 1900, erschienen im Verlage der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg „Hamerlings Werke, in vier Bänden"; die Ausgabe nannte sich „Volksausgabe", war dies aber im eigentlichen Sinne weder dem Preise, noch der ganzen Anlage nach. Daß diese Ausgabe überhaupt zustande kam, war das ausschließliche Verdienst Roseggers, der in seinem „Heimgarten" durch eine Reihe energischer Aufsätze den schwerfälligen Hamburger Verlag nach jahrelangem Zögern endlich zum Entschluß brachte. Und der Verlag hatte seinen Entschluß wahrlich nicht zu bereuen, denn diese Ausgabe erlebte trotz ihres hohen Preises und obwohl sie nur eine Auswahl der Werke bot, vier stattliche Auflagen (die 2.—4. Auflage gegenüber der 1. Auflage etwas vermehrt).

Im Oktober 1905 gingen die Verlagsrechte von Hamerlings Werken auf Max Hesses Verlag, neuerdings auf Hesse & Becker Verlag in Leipzig über, in deren Verlag nunmehr diese vorliegende erste wirkliche Volksausgabe in sechzehn Bänden, wie sie dem Dichter vorgeschwebt haben mag, erscheint.

Was den Inhalt der Ausgabe betrifft, so konnten Hamerlings zahlreiche (in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen) kleinere Prosa-Aufsätze nicht vollständig aufgenommen werden; desgleichen bietet unsere Ausgabe aus Hamerlings (unvoll-

264990

endetem) philosophischem Nachlaßwerke „Die Atomistik des Willens" nur ein kurzes, aber charakteristisches Kapitel (in der Einleitung zum 16. Bande soll davon noch weiter die Rede sein); auch die allerersten Jugenddichtungen des Knaben und Jünglings kamen für die vorliegende Ausgabe nicht in Betracht, sowie seine Übersetzungen nur in Auswahl, da eine abschließende, historisch-kritische Ausgabe hier nicht geboten werden sollte.

Von diesen unwichtigen Kleinigkeiten abgesehen, bietet demnach unsere Ausgabe des Dichters sämtliche Werke.

Eine Text-Vergleichung der zahlreichen Auflagen von Hamerlings Dichtungen fand für die vorliegende Ausgabe nicht statt, vielmehr wird der genaue Wortlaut der Ausgaben letzter Hand aufs gewissenhafteste zugrunde gelegt. Dies Verfahren deckt sich völlig mit den Wünschen Robert Hamerlings, der von den älteren Ausgaben seiner Werke nichts mehr wissen wollte, sondern nur die jeweils jüngste Auflage als ausschließlich maßgebend bezeichnete. In diesem Sinne äußerte er sich wiederholt zu Frau Klothilde Gstirner, seiner treuen langjährigen Freundin; in gleicher Art schrieb er auch im Anhang zum „König von Sion": „Ein schöner Akt der Pietät wäre es, wenn man es zur Gepflogenheit machte, beim Wiederabdruck von Dichterwerken nach dem Tode des Autors immer ein Exemplar von der letzten Auflage zugrunde zu legen, die bei seinen Lebzeiten erschien und die er selbst noch durchzusehen in der Lage war."

Die Ausgabe bringt die Werke in chronologischer Anordnung; nur einmal haben äußere Gründe eine Ausnahme veranlaßt. „Lord Luzifer" (erschienen 1880) erscheint in unserer Ausgabe nicht nach „Aspasia" (1875), sondern nach „Teut" (Febr. 1872) vor den „Sieben Todsünden" (Oktbr. 1872). Ist auch hier die chronologische Reihenfolge nicht streng gewahrt, so wurden doch auf diese Weise die dramatischen Schöpfungen des Dichters vereinigt. Daß wir schließlich „Sinnen und Minnen" nicht nach „Venus im Exil", sondern nach „Ahasver in Rom" bringen, hat seinen Grund darin, daß gegenüber der ersten Auflage (1859) die zweite Auflage dieser Gedichtsammlung, weit über die Hälfte vermehrt, erst 1867 erschien. „Lehrjahre der Liebe" endlich, Tagebuchblätter und Briefe aus verschiedenen Jahren enthaltend, wurde als Ergänzung der Selbstbiographie mit Recht unmittelbar hinter die „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" gestellt.

Unsere Ausgabe bringt des Dichters Selbstbiographie. Sel-

ten hat ein Dichter historisch getreuer über sein äußeres und inneres Leben berichtet, wie Hamerling in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft". Das den ersten Band bildende Lebensbild konnte daher nur knapp gehalten werden und soll für weitere Kreise eine Einführung zu den Werken bilden, in manchen Punkten — besonders im letzten Abschnitte — auch eine gewiß nicht unwillkommene Ergänzung der „Stationen".

Den Grundsätzen der Hesseschen Ausgaben entsprechend, wurde die neue amtliche Schreibweise durchgeführt.

Der ersten Ausgabe von Hamerlings Werken (Dez. 1900) gab Peter Rosegger ein Geleitwort mit, das wir auch in dieser neuen Ausgabe den Lesern nicht vorenthalten möchten. Möchten die Schlußzeilen von Roseggers tiefempfundenen Worten auch bei dem heutigen Geschlecht nicht ungehört verhallen.

Am 80. Geburtstage des Dichters.

Prof. **Dr. Mich. M. Rabenlechner.**

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers 3
Geleitwort Peter Roseggers 7
Hamerlings Leben und Schaffen. Vom Herausgeber:
I. Jugend und Lehrjahre 9
II. Meisterjahre 36
III. Letzte Stunden 78
Literatur 92

Bilder:

Titelbild: Robert Hamerling. (Nach dem im Stiftinghaus-Hamerlingmuseum befindlichen Originalgemälde von Prinzhofer, Mai 1867.)
Beilage: Brief Hamerlings vom 29. August 1872 an seinen Verleger J. F. Richter in Hamburg in Faksimile.
Hamerlings Geburtshaus 11
Hamerlings Porträt aus 1873 63
Stiftinghaus 77
Hamerling im letzten Lebensjahre (1889) 79
Hamerling auf dem Totenbett (14. Juli 1889) 82
Klothilde Gstirner (Minona) 84
Hamerlings Grabdenkmal 89

Geleitwort Peter Roseggers

zu „Hamerlings Werken in 4 Bänden" (erschienen Dezember 1900).

Als vor nunmehr dreißig Jahren Robert Hamerling im jungen Ruhme seines „Ahasver" stand, war zu Graz, wo der Dichter lebte, ein Bauernbub vorhanden, der ein Paket von Liedeln in steierischer Mundart in der Tasche trug und mit denselben nichts anzufangen wußte. Zu diesen Mundartengedichten hat damals Hamerling ein Vorwort geschrieben, unter dessen Schutz und Schirm sie nachher glücklich auf die Wanderschaft gegangen sind.

Seither haben die Umstände sich so gestaltet, daß jener steierischer Mundartsänger den Werken des Ahasverdichters ein Geleitwort mit in die Welt geben darf. Zu gegenwärtiger Einbegleitung gehört allerdings weniger Mut als zu den hoffnungsfrohen Worten, mit welchen der große Dichter den wilden Zither- und Hackbrettmann einst in die Literatur eingeführt hat. Denn heute handelt es sich nicht darum, ein noch zweifelhaftes Talent zu legitimieren, sondern vielmehr, um das Erscheinen eines Wiedererstandenen zu verkünden.

Robert Hamerling war bei dem etwas ungebärdigen Ansturm der Modernen einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt worden. Er gehört aber glücklicherweise zu jenen Auserwählten, die nie aus der Mode kommen können, weil sie nie in der Mode waren. Ich sehe im deutschen Dichterreigen von heute ja manch bedeutende Kraft, manch titanisches Wollen, aber — er ist nicht erreicht. Seit Hamerling ist keiner mehr aufgestanden, der mit klassischem Schönheitssinne und doch ganz eigener Art so tief aus deutscher Seele heraus- und in die deutsche Seele hineingesungen hat als er. Seine Werke, sie mögen nun in Rom oder

Athen, in Münster oder Paris spielen, oder im Teutoburger Wald oder in den Bereichen modernen Homunkeltums — immer durchwogt sie der ungestüme Pulsschlag des Riesengeisterkampfes der Gegenwart. Keiner ist kundiger in Liebeslust und Seelenleid, keiner bekennt so glühend das menschlich Schöne, so feierlich das göttlich Gute, als Robert Hamerling, der einsame Sänger, es getan hat. Und wie er einerseits dem tiefen Herzensweben und der hohen Weltanschauung des deutschen Volkes Ausdruck und Glanz verliehen hat, so hat er andererseits unser nationales Ringen, unsere volkliche Entwicklung mit seinem begeisterten und begeisternden Saitenspiel begleitet, aber auch nicht vergessen zu mahnen, zu warnen und mit scharfem Spotte zu strafen dort, wo er sein Germanenvolk auf Abwegen sah. Nein, ich weiß keinen, dessen Herz stürmischer mitgeschlagen hätte bei den Schlachten in Frankreich und in den Kämpfen um die sittlichen Güter unserer Nation — der ihrer geistigen Größe ein treuerer Mehrer und Hüter gewesen wäre, als Robert Hamerling.

Und darum können wir ihn nimmer missen. Er darf nicht bloß der Dichter für die Auserlesenen bleiben, die seine Bedeutung erkannt haben, er muß — wie es ja stets des Barden Wunsch und Lust ist, des Volkes Eigen werden.

Also hat der Verlag sich entschlossen, eine schöne und billige Volksausgabe der Werke Robert Hamerlings zu veranstalten, deren Redaktion, im Einverständnisse mit des Dichters Erben, Hamerlings getreuem Biographen, Professor Dr. Michael Maria Rabenlechner, anvertraut worden ist. Der Verlag gibt mit dieser Ausgabe dem Dichter, was des Dichters, und dem Volke, was des Volkes ist.

Was außergewöhnlichen Geistern gerne passiert, Hamerling ist von mitstrebenden und von gegensätzlichen Kräften einst leidenschaftlich umstritten worden. Nunmehr, da die Persönlichkeit verklärt ist, wird die Kritik ruhiger und gerechter an seine Werke herantreten und ihnen in der Literatur den gebührenden Platz weisen. Ich aber freue mich im Namen des unvergeßlichen Freundes und im Namen unseres edler Dichterwerke bedürftigen deutschen Volkes, daß diese Volksausgabe ins Leben tritt. Möge sie die Wege finden zu allen, die klassischen Vollklang der Poesie lieben und die heute verzagt mit der Laterne nach großen Dichtern suchen.

Krieglach, im Mai 1900.

Hamerlings Leben und Schaffen.

I. Jugend und Lehrjahre.

Im Taufbuche der Pfarre Kirchberg am Walde, einem kleinen Flecken in Niederösterreich nahe der böhmischen und mährischen Grenze, finden wir in Bd. VIII, Seite 268 die nachfolgende Eintragung:

(Linke Seite des Buches.)

Name des Taufenden	Jahr Monat Tag	Wohnung und Nro. des Hauses	Name des Getauften	Religion		Geschlecht		Ehelich	Unehelich
				katholisch	protestantisch	Knabe	Mädchen		
Ignatz Renoth Koop.	26. (März 1830)	Nro. 88	Rupertus	1	—	1	—	1	—

(Rechte Seite des Buches.)

Aeltern		Pathen		Anmerkungen
Vaters Namen und Kondition oder Karakter	Mutters Taufe und Zuname	Namen	Stand	
Franz Hammerling Weber	Franziska, geborne des Johann Markhart Gastwirt in Großschönau, Pfarre die nämliche, und der Anna gebornen Haslinger	Anton Katzenberger	Rechnungsführer auf der Glasfabrik in Georgental bei Gratzen	Geboren den 24. um 9 Uhr abends, getauft den 26. um halb 10 Uhr. Hebamme Franziska Klinger, geprüft. —

Joh. Grießl, Pfarrer.
m. p.

Unter dem Namen des Täuflings „Rupertus" ist in diesem Pfarrbuche von späterer Hand mit Rotstift geschrieben: „Der Dichter". Dieser Täufling **Rupert Hammerling** ist nämlich kein anderer als der nachmalige Dichter **Robert Hamerling**.

Am 9. November 1824 hatte sich der Weber Franz Hammerling, damals 25jährig, in der Kirche zu Großschönau mit der damals 19jährigen Franziska Markhart verheiratet. Erst sechs Jahre später wird Franziska Hammerling Mutter. Der Knabe „Rupert" ist ihr erstes und auch einziges Kind.

Zur Zeit, als das Kind ins erste Dasein trat, betrieb Franz Hammerling ein schlichtes, doch ausreichende Existenz gewährendes Weberfaktoreigeschäft in Kirchberg am Walde. Ja, sogar ein kleines (dreizimmeriges) ebenerdiges Häuschen (Kirchberg am Walde Nr. 88) war ihm zu eigen. In diesem Häuschen nun war unser Dichter, 24. März 1830, um die neunte Abendstunde „unter einem heftigen Regenguße" geboren worden.

„Das Schicksal" — bekennen des Dichters „Stationen" — „scheint anfangs mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu sein, ob es mich wirklich im ‚Reigen der Lebendigen' auf dieser Welt mitlaufen lassen solle... Als Säugling erkrankte ich sehr schwer, und wenn ich der Versicherung meiner Mutter glauben darf, so lag ich bereits für tot in ihren Armen und verdankte es nur der Heftigkeit, mit welcher der schmerzzerrissene Vater das totgeglaubte Kind an sich riß, daß ich noch einmal zum Leben aufgerüttelt wurde."

Diese Szene vollzog sich noch in jenem kleinen ehrwürdigen Hause. Wenige Monate später nimmt das Elternpaar und das Kind Abschied von Kirchberg am Walde als ihrer Heimstatt für immer.

Zwei Jahre ungefähr nach der Geburt des Knaben bricht nämlich mit einem Male der Sturm des Unglücks mit ganzer Wucht hinein ins Elternhaus und fegt erbarmungslos für immer die Insassen aus ihm. „Schmerzgebeugt ging eine noch junge, aber bleiche Mutter mit einem bleichen Kinde auf

dem Arm aus diesem Hause, gleichsam in die Verbannung und ins Elend hinaus. Drinnen stand der Webstuhl still, an welchem ihr junger Gatte gesessen und das Gewebe ihres häuslichen Glückes gewoben hatte. Des Schicksals Hand hatte dareingegriffen und die Fäden unheilvoll verwirrt; das Haus und Heim, aus welchem die junge Mutter hinwegzog, war nicht mehr das ihre, nicht mehr das ihres Gatten .... Jenseits des Gartenzaunes, der das Häuschen von dem ... (zum Kirchberger Schlosse gehörigen) ... herrschaftlichen Wildparke trennte, stand und steht noch eine Art von griechischem Tem-

Das (gegenwärtig nicht mehr existierende) Geburtshaus Robert Hamerlings.
(Nach einer Originalzeichnung von Prof. Adolf Feichtinger.)

pelchen, überschattet von riesigen Tannen. Dort mag eine Muse umhergeschwärmt sein, und als die Mutter mit dem Kinde schluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauses trat, da mag diese Muse über den Gartenzaun herüber dem Kinde aus Mitleid einen . . . Kuß zugeworfen haben."

Häuschen und jene kleine griechische Tempelrotunde stehen gegenwärtig nicht mehr; aber schön hat Feodor Wehl vor Jahren betont: „. . . vom Fenster des Geburtshauses sah der Kleine tagtäglich die Naturschönheiten des Wildparks; die Zinne des kleinen, griechischen Tempelchens ragte zwischen altersgrauen Fichten und Tannen hervor; deutsche Waldromantik und hellenische Schönheitsbilder nahmen schon hier das träumerische Gemüt des künftigen Dichters gefangen und kennzeichnen seine Doppelrichtung."

Von seinem zweiten bis zehnten Lebensjahre verweilt der kleine Blondkopf an der Seite seiner Mutter in dem Kirchberg nahe gelegenen Großschönau. „Den Vater des Kindes führte sein Schicksal vorläufig in die Fremde", die Mutter findet mit dem Kinde bei einem verheirateten Bruder in eben jenem Dorfe Großschönau Asyl. Dort besucht unser Dichter von seinem sechsten bis zehnten Lebensjahre die Volksschule. Noch leben gegenwärtig (Frühjahr 1910) einige Mitschüler und Mitschülerinnen unseres Dichters, unter diesen auch jenes blondzöpfige Mädchen Anastasia (Neunteufel), dessen der Dichter in seinen „Stationen" als seiner „ersten Liebe" gedenkt. Sie schildert uns in der Erinnerung den kleinen Rupert als ein überaus schüchternes Kind und weiß im übrigen viel zu erzählen von seiner und seiner Mutter bitterer Armut. Ach ja — es sind Kindesjahre dunkelster Armut. Und nur wenige, blutwenige Stunden erhellen gleich Sternstrahlen diese Nacht. Doch in unserem schüchternen armen Knaben lebt die Natur und das Empfinden — und der Hauch jener hohen, gegenstandslosen Sehnsucht zittert schon damals durch das ihn umflutende Licht . . . „Zu den bedeutsamsten, aber freilich am schwersten mitteilbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit gehören die oft seltsamen Stimmungen, die teils als lebhafte

Eindrücke und Anregungen des Moments, meist vom Naturleben um mich herausgehend, teils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherschweifenden Knaben zogen. Der Mystiker Jakob Böhme erzählte von sich, daß der höhere Sinn, das mystische Geistesleben auf wunderbare Weise in dem Momente bei ihm erweckt worden sei, als er sich träumend in den Anblick einer in hellem Sonnenlichte funkelnden zinnernen Schüssel versenkte. Vielleicht hat jeder geistige Mensch so eine Jakob Böhmesche Zinnschüssel irgendwelcher Art gehabt, von welcher seine eigentliche innere Erweckung sich herschreibt. Ich erinnere mich sehr lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte sieben Jahre zählen — als ich einen Bergabhang herunterging, der Sonnenuntergang im Westen wie eine Wunder- und Geistererscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüt mit einer unvergeßlich-merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint und in welcher mein ganzes künftiges Geschick sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziel entgegen und zugleich lag eine Schwermut über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seinen nächsten Bedingungen erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte sich gewiß nicht so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben."

Das siebente Jahr bildet überhaupt einen Markstein in unseres Dichters Leben. „In meinem siebenten Jahre machte ich meine ersten Verse" — bekennen die „Stationen". Diese Verse sind uns aber nicht mehr erhalten. Damals aber werden sie wohl den Weg ins Stift Zwettl gefunden haben, den Weg zu unseres Dichters Großoheim P. Ambros Haßlinger. Dieser würdige Kapitular des Stifts Zwettl beschließt, sich seines armen, doch so begabten Großneffen anzunehmen. Und obgleich unser Knabe über keine hervorragenden Stimmmittel verfügt, wird er auf Fürsprache P. Ambros' doch aufgenommen als Sängerknabe ins Zisterzienserstift „beatae Mariae virginis in clara valle". Von 1840 bis 1844 verweilt

er „hinter diesen Klostermauern" und genießt daselbst nicht bloß Verpflegung, sondern auch den Unterricht der vier ersten Gymnasialklassen, der sogenannten Grammatikalklassen, gegen die Verpflichtung, mit seinen fünf Kollegen den Kirchengesang auf dem Chore der Stiftskirche zu besorgen.

Den Unterricht in den Gymnasialfächern besorgten Kleriker und Novizen des Stiftes. Sein Klosterlehrer P. Wilhelm Pittner charakterisiert den Knaben aus der Erinnerung: „. . . er glich einem unaufgeschnittenen Buche, in dem man wohl flüchtig blättern, aber nicht lesen kann."

Ein seltsames Innenleben keimt in der Tat in unserem Dichter während dieser vier Klosterjahre im Stifte Zwettl.

Die Konviktsordnung der Sängerknaben ist freilich allzu frühzeitiger Gemütsentfaltung nicht besonders grün — aber unser Dichter hat im Stifte ja einen herzensguten, väterlichen Freund, dem — einem Priester — der strenge Sängerknabenpräfekt als Priester es nicht verweigern kann, sich des Knaben außerhalb des Konvikts anzunehmen und seinem Gemüte tiefen Eindruck zu leihen. Dieser Gönner ist aber nicht unseres Dichters eben erwähnter Großoheim, der ewig heitere Stiftsbibliothekar P. Ambrosius Haßlinger — denn „auf das Gemüt eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt, besonders wenn er sich äußerlich eng umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus und so ist ihm der Ernst früher verständlich als die Heiterkeit". Dieser gutherzige, väterliche Freund ist vielmehr ein — — — streng aszetischer Mönch, der schon in Großschönau als Katechet in der Schule das helläugige Kind lieb und Einfluß auf dasselbe gewonnen und nunmehr im Stifte dem Knaben die erste Form seines Ideals — das Religiös-Schwärmerische — vorzauberte: — — P. Hugo Traumihler verstand es, als der einzige Insasse im Stifte, „dem Schüchternen die Zunge zu lösen, ihm sympathisches Vertrauen einzuflößen und ihn nach manchen Seiten hin gar wundersam anzuregen".

Also nicht bei seinem weltlustigen, redeseligen Großoheim, nicht in der lärmenden Gesellschaft seiner fünf Kameraden — bei polterndem Spiel und Balgerei mit diesen —: in des Aszeten Gesellschaft befand sich das Dichterlein in herba wohl; in P. Hugos frommer Zelle versenkte sich freudig unseres Poeten junges Herz in die wonnigen Abgründe der Betrachtung und empfand beseligt die heiligen Schauer der Mystik, Stimmungen des Gemütes, die Robert Hamerling zwanzig Jahre später nicht so hätte erfassen und darstellen können ohne eigenes Erlebnis im Kloster („Der König von Sion", IV. Gesang: „Die Nonne"). Und wie der fünfzigjährige Poet im Gespräch zu seinem Freund Dr. Bruno Brukner selber jene Stimmungen zu dem innerlichsten Erlebnisse seiner Seele gerechnet, zählen auch die diesem frommen Empfinden entsprungenen Poesien des Sängerknaben, die ja zum Großteil bereits Veröffentlichung gefunden haben, zu den innerlichsten Produkten seiner uns erhaltenen poetischen Erstlingsversuche.

Jahre sind es demnach voll lichtester, wonniger Glückseligkeit — diese Zeit seines Aufenthaltes im Stifte Zwettl! Aber sie geht vorbei und es heißt wandern, „aus dem Kloster in die Welt!" In die Welt, in die geräuschvolle große Kaiserstadt an der Donau, wohin seine armen Eltern — seine Mutter als Näherin, sein Vater als herrschaftlicher Diener — dem Sohne voranzogen! So wird also das magere Päckchen geschnürt und der liebgewordenen Stille tränenden Blickes Abschied gesagt. Bitter tränenden Blickes! Denn die Zukunft ist für ein armes Kind ja so ungewiß! Und das empfindet der frühreife Knabe tief und deutlich. Indes — eine Hoffnung in die Zukunft darf unser Knabe doch aus seiner Waldheimat mitnehmen nach Wien, und noch dazu eine nicht wenig stolze Hoffnung! In Kirchberg am Walde war der Bruder seines Vaters daheim. In dessen Hause wohnte die Harfenmeisterin der französischen Prinzessin Luise (Tochter der Herzogin von Berry); das Schloß in Kirchberg am Walde gehörte nämlich Karl X. von Frank-

reich, beziehungsweise seinen Erben — „angeschossenes Edelwild sucht die Einsamkeit" — und das zahlreiche Gefolge wohnte in und um Kirchberg. Bei einem Besuche nun, den einst das dreizehnjährige Bürschchen seinem Onkel gemacht, waren der Harfenmeisterin durch Zufall Verse unseres Knaben in die Hand gefallen, die sie auf ihn aufmerksam machten. Ein Gedicht desselben, „Das Dasein Gottes", dann später ein zweites, „Das verlassene Kind", erregte ihr besonderes Wohlgefallen so sehr, daß sie die Strophen der Prinzessin Luise zeigte. Diese las sie in gleicher Bewunderung und nannte die Mutter eines solchen Kindes gerührt: „Eine glückliche Mutter!" Und als nun die Prinzessin von der traurigen materiellen Lage des Knaben erfuhr, machte sie sich ungebeten und freiwillig anheischig, ihn während seiner weiteren Studienlaufbahn reichlich zu unterstützen, ein Versprechen, das, recht großmütig klingend, heiße Erwartungen zu hegen durchaus berechtigte. Ein Versprechen, dessen so ziemlich gründliche Nichterfüllung indes dem armen Kleinen später nicht so bittere Enttäuschung gebracht, so er als bibelfester Knabe sich erinnert hätte des Wortes der Schrift: „Nolite confidere in principibus!" . . .

So ist also unser Poet in Wien, um weitere Fortbildung daselbst zu genießen. Zunächst vollendet er die Gymnasialstudien durch Absolvierung der beiden Humanitätsklassen. Unser Dichter besucht das Schottengymnasium. Er war, wie die bereits veröffentlichten Gymnasialzeugnisse beweisen, ein fleißiger Student. Daneben vernachlässigte er aber die Poesie nicht. Ja, war er im Stifte Zwettl nur schüchterner Lyriker gewesen — jetzt streckt er seine Hand nach dem dramatischen Lorbeer aus. Als eine Vorübung dramatisiert er Luise Brachmanns Ballade „Columbus". Dann aber dichtet er, veranlaßt durch Chateaubriands „les martyrs", eine große fünfaktige Tragödie „Die Märtyrer" in fünffüßigen, reimlosen Jamben — eine Verherrlichung der vom frommen Knaben so heißverehrten christlichen Blutzeugen:

Lieber großer Herr und Freund!

Die 12 Exemplare der 4 Aufl. von „J. u. M." habe ich erhalten und danke dafür bestens. Die Freude des Empfangs ist mir freilich wieder einigermaßen vergällt worden. Zunächst muß ich bedauern, daß in Anfang statt der von mir zusammengestellten Recensionsauszüge über den „Tent" ein längeres Fragment aus W. Marr's Feuilleton abgedruckt worden ist. Es sieht das so aus, als hätte sich über den „Tent" kein Blatt günstig ausgesprochen als das eigene Organ des Verlegers. Hoffentlich haben Sie wenigstens für die 2. Aufl. des „Jos. Kl. Dichters" (von welcher ich mir auf die ganz Exemplare höflichst erbitte) meine Recepte nicht verschnäht. Einen höchst unangenehmen Eindruck macht es mir, die Versicherung: „das Übersetzungsrecht ist vorbehalten", auf dem Täfelchen über allen Recensenten willkommen Anlaß zum Zorne gibt, auch auf dem Titelblatte der 4. Aufl. von „J. u. M." wiederzufinden. Wozu eine solche Versicherung gerade bei der lyrischen Gedichtsammlung, die doch von allen meinen Werken am wenigsten Gefahr läuft, in Laufe und Lagen übersetzt zu werden? Haben Sie doch die Güte, die fatale Zeile bei einer

folgenden Nachdruck der Lieder zu streichen; ich bitte
Sie dringend darum. Das wir Lieder, die gar nicht
geschätzt sind, sondern beim Aufführen sofort auf-
einander folgen, wie, wie jedem Räuber und Lieder"
in seinem Master zuwider sind, und daß ich deshalb
auf meiner eigenen Werke dem Publikum ordentlich
geschätzt darzubieten schon müßte, habe ich bei früheren
Gelegenheit schon einmal auseinandergesetzt. Leider ist
nun auf bei der neuen Aufl. von „L. u. M." der Faden
wieder gänzlich gerissen worden. Ich bitte nochmals um
Dringlichst, meinen gewiß nicht übertriebenen Wunsch
baldigst in freundliche Erwägung zu ziehen.

Auch über Ihr freundliches weiteres Schreiben erlauben
Sie mir einige freundliche Bemerkungen. Ich bin er-
staunt über Ihre Angabe, daß Sie die „Letzten
Tage" nur 12,00 M. stark gedruckt haben wollen.
Also haben nun bei den zwei letzten meiner
Werken, beim „Danton und Robespierre" und bei
„Tell", die Erfahrung gemacht, daß 1200 Exemplare
kaum für die ersten Bestellungen hinreichen;
jedesmal mußte schon binnen wenigen Wochen der
ersten Aufl. der Druck einer zweiten begonnen werden;

wobei wir auf das Vergnügen hatten, als Zuschauer
anwesend zu werden, weil Niemand es glauben wollte,
daß es tatsächlich wahr sein könne, nötig geworden
Mexiko als 1600 Pf. einen Revisionist von mir
zu drucken sah sich nachgerade als Unmöglichkeit
herausgestellt. Sie Herr Papa Richter hat sich fast mit
mir gerauft, weil ich ihm bei den letzten ~~Korrekturen~~
Korrekturen immer zu wenig Korrekturen drucken wollte;
Herr Richter fühlt dagegen scheint andere weniger drucken
zu wollen als ich selber.

Über die 1200 Pf. war ich, wie gesagt, erstaunt; aber
entsetzt hat mich Ihre Zumutung, daß ich auf die
zweite Hälfte der 1200 Pf. „zweite Auflage" setzen lassen
soll!!!!!!! Haben wir solche elende und im höchsten
Grade compromittirende Machinationen nötig? ~~Es~~
Wird nicht fast mit jedem Jahre ein wirklicher Neudruck
meiner Werke nötig, und sind nicht gerade diese
so häufigen neuen Auflagen ein Anhaltspunkt für
die Lustigkeit meiner Gegner gewesen? Hat nicht Paul
Lindau seit ein paar Jahren mich wiederholt durch
schale und völlig unbegründete Witze auf Grund
dieser vielen Auflagen lächerlich zu machen gesucht,
indem er mich unter Anderem als einen „Spezialität

für Erzielung neuer Auflagen" begriffen hat, und es die Verläumdung auf mich wälzte, dass die „neuen Auflagen" meiner Werke neue Skandal und Reclame seien? Hat nicht ein Literat, der in einem der grössten Wiener Blätter eine ähnliche infame und lügenhafte Aufforderung auf mich machte, die Ehre des Mordversuches in einer Weise angegriffen, dass mir ~~sie~~ die Feinde selbst an wirklichen neuen Auflagen für immer vergehen müsste? Und nun soll ich so unsinnig sein, mich durch eine fingirte neue Auflage zu compromittiren, meinen Gegnern und Verläumdern für einige Zeiten das Recht zu verschaffen, mich schlecht zu machen? — Ich erkläre Ihnen, dass von dem Momente an, wo Sie durch eine solche Manipulation mich compromittiren das Band zwischen uns für immer zerrissen ist!

Noch eins. Die vollen Miniaturausgaben von einigen meiner Werke vorenthalten? Sind Miniaturausgaben nicht völlig aus der Mode? Rasch vorerst müsste ich wissen: Gehen Sie von diesem Jahr ab!

Schreiben Sie mir baldmöglichst ein paar Zeilen. Herzliche Erwiderung Ihrer freundlichen Grüsse an mein Weib und Frau Gstirner.

In aller Ergebenheit

Graz 29. Aug. 72. Ihr Hamerling

Brief Hamerlings an seinen damaligen Verleger.

Original im Besitz der Verlagshandlung.

Heroen stürzt in Nacht des Todes Rechte,
Des Ruhms geweihter Strahlenkranz verglüht
Und mit ihm sinkt in der Verwesung Nächte
Der Lorbeer, der die Heldenstirn umglüht.
Wer ist's, der einen ew'gen Kranz ihm flechte,
Hervor aus des Vergessens Nacht ihn zieht?
Der Sänger naht! — Es lebt durch alle Zeiten
Der Heros nur im Klang der Lyrasaiten.

Doch ihr, die für das Kreuz so treu gerungen,
Bedürft des Sängers Ruhmesklänge nicht,
Euch schallet Lob von heil'gen Engelzungen,
Ihr strahlet ewig dort in Glanz und Licht
Und der Verklärung Kranz hat euch umschlungen,
Den Gott aus goldnen Sonnenstrahlen flicht;
Ihr ruht im trauten Schatten ew'ger Lenze
Und eure Scheitel schmücken ew'ge Kränze.

Doch uns, die dieser Erde dunklen Talen
Noch nicht der heil'ge Genius entrückt,
Uns lehrt ihr, wenn nach eures Ruhmes Strahlen
Das Auge hin in frommer Sehnsucht blickt,
Entschlossen gleiche Heldenpfade wallen,
An deren Ziel der Kranz die Kämpfer schmückt,
Ihr lehret uns, in diesem Erdenleben
Mit Mut und Kraft nur himmelan zu streben.

Es flammt in mir für euch seit langen Zeiten
Der heiligen Begeistrung Himmelsstrahl,
Längst wollt ich euch zu schildern mich bereiten,
Ins Leben zaubern dieses Ideal,
Noch traut' ich nicht der Leier zarten Saiten
Und nicht der Töne leisem schwankem Hall,
Da hab' ich (fern von oben schien's zu kommen)
Zu meinem Trost dies sanfte Wort vernommen:

„Dem Ew'gen tönt ein Lied von Engelzungen,
In ew'gen Tönen preiset ihn das All.
Was heilige Begeisterung gesungen,
Ist jener Stimmen leiser Widerhall,
Sind spurlos auch die Töne längst verklungen,

Verschwebet, wie der Aolstöne Schall,
Es tönet doch das Echo heil'ger Lieder
In frommem Streben aus dem Herzen wieder."

So heißt's im Vorgesange zu dieser (gegenwärtig bereits vollständig edierten) Tragödie. Aber schier in noch erhöhterem Maße offenbart dies reine religiöse Empfinden unseres Knaben das gleichfalls bereits vollständig der Öffentlichkeit zugängliche Lehrgedicht in drei Büchern „Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit", von unserem Dichter Dezember 1845 in tadellosen Kanzonenstrophen zu Papier gebracht, dessen Schluß hier zu vernehmen um der Charakteristik der damaligen Seelenstimmung unseres Dichters uns besonders geboten scheint. Die durch die Exhorten seines Religionsprofessors veranlaßte Dichtung preist als Quelle jeglicher Glückseligkeit die Tugend und schließt mit einer schwungvollen Verherrlichung der Gottesmutter als der Glückseligsten unter allen Seligen. Der den Dichter zu den Orten der Unseligen und Seligen führende Genius — man darf wohl auf eine Beeinflussung durch Dante schließen — spricht zu ihm am Ende ihres Wanderns:

„— weit ragt eine dennoch über alle,
Und das ist sie, die Hochgebenedeite! —
Sie laß uns nicht vergessen, eh' wir scheiden,
Denn sie, sie thront am Urquell aller Freuden.
Sie nur, die Auserwählte, Engelreine
War würdig, das ersehnte Heil zu bringen
Mit dem ihr anvertrauten Himmelskinde
Der Welt, die tief lag in den argen Schlingen
Des Todes und der unheilvollen Sünde; —
An ihr, der hohen Jungfrau klebt alleine
Der Erdemakeln keine; —
Der Reinheit Lilienkranz hat sie errungen;
Als Gott sie rief nach weihevollen Tagen,
Schwang sie, auf reinem Ätherglanz getragen,
Sich himmelan, von Cherubim besungen,
Ich schweige nun, was fern blieb Menschenblicken,
Ist mir vergönnt im Bild dir vorzurücken."

Und nun heißt's weiter:

„Nun wähnt' ich fast von Augen mich betrogen! —
Es färbte sich der weite Himmel röter,
Und Engelschöre sah ich aufwärts wallen
Mit der gekrönten Jungfrau — hehr im Äther
Hüllt sie den Leib, das Haupt in Purpurstrahlen,
So kommt das Morgenrot heraufgezogen
Am goldnen Ätherbogen! —
Rings um die hehre Flamme klare Sterne
(Sie glänzen heller heut am Ätherdome).
Es schwelgt das Ohr im Harmonienstrome
Des Jubelliedes, erklungen aus der Ferne. —
Mich blendete der Schimmer der Gestalten,
Die strahlend nun an mir vorüberwallten.

Des Zephirs Hauch, die sanften Lüfte schwiegen
Und staunend sanken rascher Winde Flügel.
Es schwiegen ehrfurchtsvoll des Meeres Wogen
Und weithin ruht der klare Wasserspiegel,
Indes Maria schon am Himmelsbogen
Elysisch mild mit hellverklärten Zügen
War himmelan gestiegen. —
Da öffnen sich Elysiums goldne Pforten
Und neue Hymnen, neue Siegeslieder
Ertönen aus des Himmelsferne nieder
In himmlischen entzückenden Akkorden. —
Ich wandte meine trunknen Blicke — nimmer
Ertrüg' ein sterblich Aug' so hohen Schimmer.

Verklärte Chöre sah ich niederwallen,
Die Hochgebenedeite einzuführen; —
Nun steht sie dort an Gottes Strahlenthrone!
Mein Aug' erblickt, wie Seraphim sie zieren
Und Gott ihr reicht die diamantne Krone! —
Wie strahlen ach! des Himmels Wonnehallen,
Gebaut aus Sonnenstrahlen! —
Ein Meer voll Licht nur kann mein Aug' erblicken,
Hellstrahlend wie im Glanz von tausend Sonnen;
Das ist fürwahr der unerschöpfte Bronnen,

Aus dem sie trinken ewiges Entzücken;
Auch mögen sie verklärten Frommen winken,
Des Erdengrams Vergessen draus zu trinken.

Und mir — auch mir — soll dies Elysium winken?
Wie fass' ich dich, erhebender Gedanke! —
O Ewiger! Durch den ich dieses schaute,
Was bring ich Armer dir, o dir zum Danke? —
Der dieses Weltall, diese Sterne baute,
Vor dem, die hier, so weit die Sterne blinken,
Anbetend niedersinken! —
So sprach ich noch und lag auf meinen Knien,
Da sah ich unter heiligen Akkorden
Durch des Elysiums aufgetane Pforten
Der Engelchöre letzte Scharen ziehen. —
Die Pforten rauschen zu, die Angeln klingen,
Daß süße Töne noch zum Ohre dringen."

Oktober 1846 geht unser Dichter in Wien zu den akademischen Studien über, indem er sich in die vormärzlichen Jahrgänge der philosophischen Fakultät inskribieren läßt. Übereifrig freilich hat er die Vorlesungen nicht frequentiert! Denn zum Petrefakt ja eingestarrt war damals das österreichische Hochschulleben — Satire nur auf Fortschritt und Wissenschaft strebsamen jungen Geistern! Was ihm darum die Hörsäle der philosophischen Jahrgänge nicht bieten, sucht er durch Privatstudium zu erreichen. Schier alltäglich sitzt unser Dichter in den Leseräumen der Hof- oder Universitätsbibliothek, autodidaktisch so sich aneignend, was seine Wißbegier so heiß suchte und was in den Auditorien der Universität nur als Zerrbild geboten ward.

Dezember 1846 faßte ihn mit Begeisterung der Plan zu einer nationalen Tragödie „Hermann". „Ich fühlte mich früh von nationaler Begeisterung durchglüht und huldigte einer edlen Auffassung des Deutschtums", bekennen die „Stationen".

„Früh von nationaler Begeisterung durchglüht!"

Unser Dichter war 1844 nach Wien gekommen. Es war dies damals bereits eine Zeit, wo es sich in den Geistern zu regen

anfing in gewaltiger Opposition gegen die unhaltbaren Zustände des „Regimes". Vor allem in den jungen Geistern. Wir wissen nicht, ob auch die damaligen Humanitätsklassenschüler jener neue Geist bereits erfaßt — sicher aber sind wir dessen, daß die Zöglinge des Schottengymnasiums von ihren Lehrern nichts darob hätten zu befürchten gehabt. Stets war und ist das Wiener Schottenstift der Hort edlen, mit dem Stande katholischen Priestertums recht wohl vereinbarten Fortschrittes (der gelehrte Schottenpriester P. Vinzenz Knauer war nach des Dichters Tod der begeistertste Interpret Hamerlingscher Philosophie an der Wiener Universität!). Und wie der Hort edelsten Fortschrittes — ist das Wiener Schottenstift und sein Gymnasium allezeit und noch heute Pflegestätte wahren Deutschtums. Auch in Robert Hamerling hat sich während der zwei Jahre seines Schottengymnasialbesuches das schlummernde nationale Fühlen entfaltet. In einer sechsstrophigen Ode leiht seinem Nationalismus der jugendliche Dichter — er befand sich damals in der zweiten Humanitätsklasse — glühend begeisterten Ausdruck:

Heil Germania dir, heil dir, mein Vaterland,
Heil dem Volke, das dich, heimische Flur, umwohnt,
Heil auch mir, daß ich deinen Sohn
Froh im Liede mich nennen darf.

Nimmer tausch ich um euch, Schatten von Eichenlaub,
Alle Schätze Perus, Berge von Edelstein,
Latiums oder Herperiens
Segensprossendes Lustgefild.

Du bist lieblicher mir, schweigender Eichenhain,
Wo der Grazien Chor ernstere Tänze schlingt,
Wo im heiligen Schattental
Friede schlummert und süße Ruh.

Wo der heilige Chor Musen von Helikons
Höhe aus Gräzias Schutt und den Ruinen Roms
Traurig irrend und heimatlos
Eine ewige Freistatt fand.

Wo ein Volk sich erhebt, kühn wie einst Romas Volk,
Edel, tapfer und treu, schöneren Künsten hold,
In den Tiefen der Wissenschaft
Wie durch schimmernde Taten groß.

Daß ein königlich Volk, herrlich wie keines mehr,
Durch stets schaffende Kraft, wie durch Streben des Geists
An die Stirne der Ewigkeit
Seinen herrlichen Namen schreibt —

Und nun, wenige Monate später, will er den Befreier Deutschlands zum Helden einer Tragödie schaffen; ein Plan, mit dem er sich mehrere Monde trägt, ihn aber schließlich nur darum nicht zur Ausführung bringt, weil er sich in richtiger Selbsterkenntnis der Bewältigung eines so großartig zurechtgelegten Stoffes nicht gewachsen sieht; denn er hatte sich, wie der (bereits veröffentlichte) Plan zu dieser Tragödie beweist, fürwahr keine leichte Aufgabe gestellt. Also entsagt unser Dichter allmählich der „Hermann"-Idee völlig, läßt aber an deren Stelle im Laufe des folgenden Jahres gemach einen anderen treten — „Aurora", darin auch die Gestalt des „Ahasver" verflochten, ein Beweis, daß diese Sagengestalt schon damals die Phantasie unseres Poeten beschäftigte.

In dieser Zeit gehört unser Dichter auch einem kleinen literarischen Klub an, den eine Anzahl von jungen Leuten als „Dichtergilde Teutonia" gebildet. Durch seinen Jugendfreund Anton Bruckner (Anfang der sechziger Jahre gestorben als Realschulprofessor zu Pest), mit dem er gemeinsam Leid und Freud' seiner ersten Wiener Zeit teilt, wird er in sie eingeführt. Allwöchentlich kam man da zusammen, jeder der Mitglieder las einen poetischen Beitrag vor und legte zugleich eine Abschrift auf den Tisch des Hauses. Diese Manuskripte wurden dann unter den Anwesenden behufs schriftlicher Kritisierung verteilt. Unser Poet brillierte in dieser Vereinigung so sehr, daß ein „Teutonia"-Mitglied, namens Czedik (der nachmalige Generaldirektor der österreichischen

Eisenbahnen Freiherr von Czedik!), an den ihm befreundeten Redakteur der Brünner Zeitschrift „Moravia" eines der Gedichte unseres Poeten, betitelt „Am See", sandte. Und das Gedicht ward akzeptiert und erschien im 11. Jahrgange dieser (natürlich längst nicht mehr existierenden) Zeitschrift in der Nummer vom 11. Januar 1848 — als das erste Werk, das von Robert Hamerling gedruckt worden ist:

Tausend goldne Sterne blinken
Von des Himmels blauer Höh',
Tausend goldne Sterne winken
Aus dem spiegelglatten See.

Aus der Höhe winken Sterne
Mich von dieser Erde weg,
Ach umsonst! Nach eurer Ferne
Baut mir niemand einen Steg! —

Aus der Tiefe winken Sterne
In die Wogen mich hinein,
Ach ihr trügt, wohl käm ich gerne,
Doch ihr seid nur nicht'ger Schein.

Arges Schicksal, das an Tücke
Tantals herbem Lose gleicht,
Der die Labung mit dem Blicke
Nur ersieht, nie selbst erreicht.

Ja ihr pflegt, ihr goldnen Sterne
Unsers Glückes Bild zu sein,
Was der Himmel hat, ist ferne,
Was die Erde hat, ist Schein.

Dem Leser von „Sinnen und Minnen" wird dieses Gedicht ein Stück Beweis sein, wie berechtigt der Dichter diese Liedersammlung „ein Jugendleben in Liedern" nannte. Das Gedicht mag ihm dann aber gleichzeitig auch als Beispiel dienen, wie für die Veröffentlichung in dieser Sammlung Robert Hamerling seine ersten Jugendgedichte formverbessernd verändert und gefeilt.

Damals schon ist es auch, daß dem Dichter es endgültig

klar wird, daß sein Innenleben entschieden andere Form angenommen: seine heiße Sehnsucht, Priester zu werden, ist nicht mehr! Mit diesem Wandel Hand in Hand geht eine überaus lebendige Entwicklung des philosophischen Interesses und unser Dichter gibt sich an dasselbe mit einem Eifer hin, der in Robert Hamerling zeitlebens niemals mehr erlahmte. Ja, von nun an trägt die Philosophie dem Dichter stets die Fackel voran. Siebzehnjährig bereits beschäftigt er sich so mit einem didaktischen Märchen „Atlantis", in dem er — halb in Prosa, halb in Versen — seine philosophischen Ansichten niederzulegen gedenkt. „Vor allem sollten darin die Ideen der Schönheit und der Liebe als die höchsten verkündet und gefeiert werden." — „Es wäre", heißt's gleichzeitig in unseres Dichters Tagebuch, „eine eigentümlich schöne Idee, sich selber von außen und von innen zum Kunstwerke zu machen! — Es ist Hauptgrundsatz meiner philosophisch-ästhetischen Ansicht, daß vollkommen allseitige Entfaltung seiner Wesenheit die Pflicht und der Zweck jedes Naturindividuums sei, und ebendieselbe macht die Schönheit. Man sehe den Belvedereschen Apollo; warum ist er schön? Weil er das Bild eines vollkommen und allseitig, geistig und körperlich entwickelten Menschen ist. So fällt Ethik und Ästhetik zusammen." — „Die Idee des Schönheitsprinzipes in meinem Sinne gibt allen meinen ästhetischen, spekulativen und lebensphilosophischen Bestrebungen, die, bisher ein Zentrum suchend, ins Endlose schweiften, einen gemeinschaftlichen sicheren Mittel- und Anhaltspunkt." — „Ich schäme mich meiner und alles dessen, was ich geverselt, und getraue mir kaum, die Feder zu neuen Arbeiten zu ergreifen, denn die Entschuldigung der Jugendlichkeit ist mir nun verloren. — Und doch ist aus dem Sumpfe meines bisherigen Seins eine hohe weiße Lilie erblüht — die Schönheitsidee; das elende bisherige Stück Leben will ich in den Lethe versenken und nur sie in die schöneren Tage hinüberretten."

Das Fragment des Märchens „Atlantis" — es ward

nicht vollendet — ist im Nachlasse unseres Dichters erhalten. Es trägt als Motto dieselbe Vierzeile, die später der Dichter seiner „Venus im Exil" als Leitmotiv mit auf den Weg gab: „Zieh' hin ein heiliger Bote — Und sing' in freudigen Tönen — Vom tagenden Morgenrote — Vom nahenden Reiche des Schönen", und gruppiert beiläufig seine ganze Handlung um Gedanken wie diese:

— — Geheimnisvolle Göttin
Der Schönheit und der Liebe,
Du schaffst und hältst die Welten
Durch deine Macht allein!
Erst mußt du sie durch Liebe
Begründen und verbinden,
Dann durch den Trieb zur Schönheit
Sie zur Vollendung ründen — —

— — Laß nur den Dämon aus der Tiefe steigen —
So lang das Ideal dir strahlt, das reine,
Kann nimmer das Dämonische dich beugen;
Dein schlimmster Feind ist einzig das Gemeine — —

— — Harmonien, gleitend in die Seele,
Bilden unser Inneres harmonisch,
Und nach Harmonie Verlangen weckend,
Wecken sie Gefühl für ewig Schönes —
Harmonie ist eins ja mit der Schönheit.

Und der Künstler bringt in Stein und Farben
Menschenschönheitsideal zutage,
Daß der Mensch erkenne, was er sein soll,
Und zur Schönheit bilde sich am Schönen!

Poesie weckt in der Seele Tiefen,
Ungebundne Phantasie erregend,
Bilder und Idole wahrer Schönheit
Oder zeigt uns Häßliches und Schönes
In des Menschenlebens bunter Mischung,
Uns ans hohe Ideal zu halten,
Zeigend, wie die Menschheit, eine Erde,
Eben steh' zur Schönheit — ihrer Sonne — —

Ebenfalls ist's um diese Zeit seiner „Teutonia"-Mitgliedschaft auch, daß unser Dichter sehnsuchtsvoll dem Tagebuch es anvertraut: „. . . im September 1848 mache ich mich auf den Weg nach Deutschland . . . Ich möchte gern mein Vaterland sehen . . . Im Winter will ich in Stuttgart, welche Stadt ich mir zum Asyl erlesen, eintreffen, eine Wohnung beziehen, eine kleine Bibliothek anschaffen, das Theater fleißig besuchen und mich im stillen vorbereiten auf meine Zukunft . . . In die Ferne! Ja, in die Ferne! Nicht in der Heimat grünt und blüht und duftet der Frühling, der die Himmelsblumen meiner Ideale sich entfalten läßt. — — Nach Süden zieht die Lerche, mich zieht nordwärts mein Sehnen! Auf nach Norden — in die Ferne! . . . In die Ferne, ach, in die Ferne! — Heiliger Rhein! Wenn's je meinem Wunsche gegönnt wird, niederzugleiten im Abendrot auf deinen grünen Wellen, um mich segensreiche Gestade, auf den Hügeln über mir graue, sagenreiche Ruinen — dann will ich niederblicken in deine stille Tiefe, und während du das vor seinem Entzücken über sein schönes Vaterland neu aufblühende Antlitz des Genesenden freundlich widerspiegelst, wird es mich drängen, mich hinunterzustürzen und das glühende Herz in deiner Flut zu kühlen, worin ich jubelnd versenke das trübe Nachtstück einer dunklen, freudeleeren Vergangenheit. . . Heiliger Rhein!" — —

Unseres Dichters Gymnasialzeugnisse rühmen uns des Knaben tadelloses sittliches Verhalten. Im Vormärz nun erhielten auch die österreichischen — Universitätsstudenten Noten aus dem — — „sittlichen Betragen". Anfänglich ist diese Note des „stud. phil. Rupert Hammerling" „vollkommen gemäß", sinkt aber bald zu „gemäß". Was die Ursache, wissen wir nicht. Vielleicht war er gar den politischen „Spitzeln", deren etliche es auch an der Universität gab, als nicht mehr ganz verläßlich erschienen. Nun — wenn ein solcher Verdacht den Grund abgab zur Verschlechterung des Sittenkalkuls, so hatte sich in diesem Falle das Naderertum nicht geirrt: schon Monate vorher offen miß-

vergnügt, fehlt freiheitsbegeistert Hamerling nicht am 13. März in der Aula der Wiener Universität und ist schon etliche Tage später eingereiht in die zweite Kompagnie des Philosophenkorps der akademischen Legion. Ein „Kriegshalbjahr im Dienste der Freiheit" beginnt.

Als der Spätfrühling 1848 das große Ereignis der Wahl Erzherzog Johanns zum deutschen Reichsverweser bringt, kann der nationale Jüngling nicht schweigen. Nicht nur in Prosa macht er seiner Begeisterung Luft (in Terzkys „Wiener Gassenzeitung") — er begrüßte auch in Versen (in einem Sonett) den neuen Verweser:

Heil uns, du kommst, dich unserm Glück zu weihn,
O sei die Sonne du, in deren Glühn
Die Blumen blühn, die Wolken sich zerstreun.
Und als die schönste Blume laß im Flore
Des Gartens unsrer jungen Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutschen Trikolore.

Wiederholt muß er als Mitglied der akademischen Legion in Legionsrock mit Kalabreser und Säbel auf der Universität die Wache beziehen. Aber während auf der Wachstube der Universität seine Kollegen zigarrenwolkendampfumhüllt in rauhen Lauten politische Dispute führten — lag er oft einsam abseits auf der harten hölzernen „Pritsche" — halb wach in stiller Träumerei. Da entstanden dann in solchen Stunden Gedanken, wie solche der Artikel bietet, den unser Dichter, achtzehnjährig, am 21. Juli 1848 in Bäuerles „Österreichischen Courier" einrücken ließ.

„Möchten" — heißt es in diesem „Die Aufgaben des Reichstags" betitelten Artikel — „möchten doch die Freisinnigen, statt mit Haß und Feindseligkeit, mit Sanftmut und Offenheit sich an jene wenden, die, weil sie nun so plötzlich vieler alten Vorurteile und Privilegien sich entäußern müssen, die Idee der Freiheit nicht vom besten Gesichtspunkte aus betrachten; mögen sie mit der überzeugenden Kraft des vernünftigen und zugleich liebevollen Wortes

an die Herzen dieser uns entfremdeten Brüder sprechen, und wir sind überzeugt, daß sie dann, wenn sie nur einmal den Ruf der Zeit zu verstehen und zu würdigen gelernt haben, freudig mit uns diesem Rufe folgen werden. Mögen alle bedenken, daß den Haß auf der ganzen Erde nichts versöhnen und besiegen kann, als die Liebe ... Wir glauben fest und sprechen es unumwunden aus: Was uns aus den Wirren der Gegenwart retten, was allen Weltschmerz versöhnen, was die Blüte der Humanität im Menschengeschlecht zur Entfaltung bringen und das zukünftige allgemeine Reich des Friedens begründen wird, das ist nächst der Freiheit und Wahrheit hauptsächlich die gegenseitige, aufopfernde Liebe... Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe. Ohne die Liebe ist für uns selbst die Freiheit ein unseliges Geschenk, das uns ins Verderben stürzen muß. Die Liebe aber faßt schon die Freiheit, faßt schon alle Bedingungen des Völkerglücks in sich. Ich wünsche uns daher in diesen Tagen mehr noch als die Freiheit — die Liebe. Mag immerhin der trockene Politiker sie als unpraktisch und zu sehr ins allgemeine gehend belächeln und der flüchtige Leser sie als längst bekannt und offen ausgesprochen mit Gleichgültigkeit übergehen, es liegt doch in diesem Worte Liebe das Prinzip aller Humanität und Grundidee des moralischen Evangeliums der neuen Zeit und ich wünsche mir die Stimme des Donners, um dieses göttliche Wort versöhnend in den Dissonanzenwirbel unserer Zeit hineinschallen zu lassen, alle streitenden Töne zum harmonischen Chore zu vereinigen."

August desselben Jahres verläßt er Wien und begibt sich, wie alljährlich als Student in den Ferien, in seine schöne Waldheimat. „Da spukte keine Reaktion, da war die Welt so schön, daß es an ihr schlechterdings nichts zu verbessern gab." Und indes sich während dieses Sommers der politische Dunstkreis auf Wien immer dichter und schwerer — unheilverkündend — niederläßt, liest er Spinoza und bringt bezeichnenderweise in seiner Ferienidylle zu Papier

die „Grundzüge der Theorie, nach welcher ich künftig zu leben gedenke" — „abzweckend auf persönliche Freiheit und Selbständigkeit und gegründet auf meine Ideen von den beiden Prinzipien alles Lebens: der Schönheit und der Liebe":

„Es gibt zwei Prinzipe: Ein schaffendes und ein bildendes. Jenes ist Liebe, dieses Schönheit, d. h. Vollkommenheit, erreicht durch gänzliche und harmonische Entwicklung aller im Individuum schlummernden Keime und Kräfte ... Die höchste Pflicht der Individuen ist: Förderung der All-Schönheit (vermittelt durch All-Liebe). Mittel hierzu sind ... erstens ... Streben nach Selbstschönheit (vermittelt durch Selbstliebe)! Wird realisiert durch Selbstentwicklung aller Kräfte — durch Festhaltung des Ichs (der Persönlichkeit) und durch Beherrschung der Verhältnisse, jedoch unbedingte Unterwerfung unter die Notwendigkeit und Pflicht ... zweitens ... Einwirkung auf die Schönheit anderer Naturindividuen, oft selbst durch Aufopferung der eigenen Schönheit und Persönlichkeit, wenn es der letzte Endzweck: All-Schönheit erfordert.

Um das „Wie?" und „Wann?" in betreff der beiden Mittel wohl zu kennen, sind dem Menschen nötig: Klare Begriffe (Selbstbewußtsein — Vernunft)! Diese werden vermittelt „durch philosophische Erkenntnis (Sinn — Verstand — Studium) und durch Kunst, welche die Lebensverhältnisse klarmacht, sie ans Ideal der Schönheit hält und überdies Ideale des Schönen darstellt.

Danach ergeben sich also folgende Regeln:

Entwickle dich naturgemäß, ganz und harmonisch, durch Sorge für Gesundheit und Schönheit des Körpers und Entfaltung des moralischen, philosophischen und Kunstsinnes.

Halte deine Persönlichkeit fest, d. h. lasse die Außenwelt nie so gewaltig auf dich eindringen, daß sie deine Persönlichkeit (vernünftiges Ich, moralische Kraft, Freiheit) trüben oder gar vernichten kann! — Hüte dich daher vor

Leidenschaften. — Suche im Gegenteile, statt von Verhältnissen beherrscht zu werden, sie selbst soviel als möglich zu beherrschen und für deine und anderer Schönheit (Vollkommenheit) auszubeuten.

Nur unter das Joch der Schönheits-(Vollkommenheits-)Pflicht, wie auch unter das der Notwendigkeit beuge dich; aber unter diese beuge dich unbedingt und geduldig. — Suche selbst notwendigen schlimmen Verhältnissen noch etwas Gutes abzugewinnen.

Liebe jedes Naturwesen, übe gegen alle Güte und Nachsicht und werde allen nach Möglichkeit nützlich. — Zürne nie.

Strebe nach klaren Begriffen. Hierzu verhelfen: Offener Sinn und strenge Logik — Studium des Gegebenen — Studium und Prüfung überlieferter Kenntnisse — Selbstdenken."

Ende September ist unser Poet wieder in Wien. Aber in den Oktobertagen liegt er daheim krank an rheumatisch-fieberhaftem Übel, vermag sich also nicht auf die Barrikaden zu begeben. Trotzdem hält er sich nach Einnahme der Stadt eine Zeitlang versteckt — „denn es war vorläufig nicht abzusehen, was die siegreiche ‚Reaktion' mit uns verhaßten Märzhelden in nächster Zeit von Amts wegen beginnen würde". Und wahrhaftig, eine Strafe erspart ihm diese siegreiche „Reaktion" nicht. Der damalige Polizeidirektor Wiens, ein beschränkter, geistloser Mensch — er war ein Adeliger und hörte auf den Namen Weiß von Starkenfels — ließ dutzendweise männliche Personen mit langem Haupthaare — namentlich in der Nähe der Universität — in roher Weise zusammenfangen, sie auf die Polizeistube bringen und ihnen das Haar von Amts wegen scheren. So geschah es auch Hamerling. Auch er ward arretiert, auf die Wache geführt und die hohe Polizeischere waltete ihres — staatsrettenden Amtes. „Es war, als hätte man uns für ebenso viele Simsons gehalten, deren Kraft in den Haaren lag" — lächelt der Dichter hierüber in den „Stationen". Aber auch

das Tragen eines weichen Hutes anstatt der staatsgewollten „Angströhre" konnte in jenen Tagen des neuerstandenen Stumpfsinns tatsächlich Arretierung und Verhör unter brutalen Insulten von Seite behördlicher Organe nach sich ziehen . . .

Unser Dichter aber schlägt es am Ende seines Lebens nicht gering an, jenes Freiheitsjahr miterlebt zu haben. „. . . Es war eine frühe, gute Schule der Erfahrung für mich gewesen. Es war ganz dazu angetan, mir die Ahnung zu erschließen vom tragikomischen Grundzug aller menschlichen Bestrebungen und aller Weltereignisse," denn „was da von März bis Oktober sich abspielte, war auch eine der alten und ewig neuen Geschichten, welche nicht bloß aus Büchern zu kennen, sondern irgendwann und irgendwo einmal recht in der Nähe angesehen und miterlebt zu haben ersprießlich ist". Als einen weiteren Vorteil dieser Erlebnisse aber bezeichnet es Hamerling, „daß er den reinen Gedanken des Jahres 1848 aufzufassen und zu bewahren in der Lage war". „Worin er besteht, dieser reine Gedanke der Revolution von 1848? Weit entfernt, über diesen reinen Gedanken hinausgereift zu sein, sind wir noch lange nicht wieder reif für denselben . . . Die Tendenzen von 1848 . . . sie lagen in der Strömung der wahrhaft großen, ewigen und allgemeinen Ideen. In Kämpfen dieser Art siegt die Sache, auch wenn die Kämpfer unterliegen . . ." In den Tagen von unseres Dichters Lehrjahren ist also das Jahr 48 für ihn eine bedeutungsvollste Zeit. Erst vor kurzem hat ein junger moderner Poet (Ferdinand Matras) im Vorspiel eines 48-Dramas („Die Studentenschwester") unseren Dichter als handelnde Person auf die Bühne gebracht. Die Hamerling zugewiesene Rolle ist zwar nur klein, aber das, was er spricht, ist charakteristisch und deckt sich mit seiner (damals freilich noch keimenden) Weltanschauung.

Winter 1848/49 waren die Vorlesungen der Universität sistiert: der über Wien verhängte Ausnahmezustand ließ die Hochschule nicht zu Worte kommen, zudem war das Ge-

bäude der Universität eine provisorische Kaserne geworden. Aber in jener winterlichen Zwischenzeit hatte die Regierung trotz aller Reaktion definitiv erkannt, daß es so wie bisher nicht weitergehen könne, wollte man dem Ausland gegenüber nicht völlig Karikatur werden. Also ward der Studienplan sogleich gründlich reformiert. Vor allem aber wurden an die Universität der Reichsmetropole neue Lehrer von wissenschaftlichem Range berufen und schier über Nacht ein frischer, lebenerweckender Geistesozon durch die Hallen der „Alma mater" geleitet.

So sieht sich nach dem „Kriegsjahr im Dienste der Freiheit" unser Poet wieder ganz der Wissenschaft gegeben. Nur daß er sie aber eben jetzt nicht autodidaktisch mehr zu betreiben genötigt sieht, sondern vielmehr in den Hörsälen und im neugegründeten philologisch-historischen Seminar unter Anleitung hervorragender Männer reiche Anregung findet. Eine stattliche Reihe umfangreicher Seminararbeiten aus jener Zeit liegen vor. So arbeitet unser Dichter „de Horat. od. I. 1" und „de Horatii arte poetica", ferner „Über die Gleichnisse des Ilias", „Über Äschylos gefesselten Prometheus", „Über den platonischen Mythus der *περιφορὰ* der Götter in Phädrus", „Über Leben und Charakter des Sejan", schließlich „Über Rittertum und Minnegesang und „Über Mohammeds Leben und Lehre". (Und diese beiden letzteren Arbeiten haben sogar vor kurzem vollständige Publikation gefunden.) Aber unser Dichterphilosoph denkt an kein philologisch-historisches Fachstudium, er besucht vielmehr neben den Seminarübungen Vorlesungen der verschiedensten Art — er hört Philosophie, Sanskrit, Mineralogie, Anatomie, Chemie und betreibt privat dazu Physik, Stenographie und Musik. Und als ihm von Seite eines Lehrers Vorstellungen gemacht werden, ein Fach und sonst nichts, durchaus nichts dürfe er betreiben, wenn er darin weiterkommen wolle, da — — nützt er die akademische Lehrfreiheit aus, weiter wie bisher, rechtfertigt sich aber in einem gleichzeitigen Briefe an seinen Tadler also: „Was kann ich dafür, daß man die Wissen-

schaft in Fächer geschieden und daß ich das Wissenswürdige nun in verschiedenen abgegrenzten Fächern aufsuchen muß? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus, es ist meine Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hilfe aller anderen Wissenschaften kann. Die einzelnen Wissenschaften verhalten sich zu einer und echten Wissenschaft, wie sich die Sätze einer einzelnen Wissenschaft zueinander verhalten. Nehmen Sie einen Satz aus einer Wissenschaft heraus und beschäftigen Sie sich, solange Sie wollen, damit; das rechte Verständnis wird Ihnen doch erst dann aufgehen, wenn Sie ihn im Zusammenhange mit den übrigen Sätzen lesen . . ."

Und neben diesen Studien kommt auch das Herz zu seinem Rechte. Das Herz! Schon in der Volksschule zu Großschönau liebt bereits der frühreife Kleine seine blonde Mitschülerin Anastasia; im Stift Zwettl gehört sein Herz einer jugendlichen Verwandten Anna des dortigen „Hofrichters" Harrandt und in Wien als Schottengymnasiast verehrt er leidenschaftlich die Tochter Adelheid seines Firmpaten Köfferlein, die er als „Regiswinda" sogar besingt. Dem Universitätsstudenten tut's ein Mädchen Sidonie an, dann ein wunderschönes (polnisches) Stubenmädchen Jadviga, endlich in seiner Waldheimat zu Schweiggers die „Lilie", die Tochter Genoveva des dortigen Chirurgen Meister. In diesen Tagen intensivsten Empfindens änderte er auch seinen Namen Rupert in „Robert", „der Liebe wegen," wie er ins Tagebuch schreibt, „Robert lispelt's sich schöner". (Das ist auch die Zeit, wo er seinem Familiennamen das eine „m" ausbricht — also von jetzt an **„Robert Hamerling".**) Damals entstehen zahlreiche Lieder. Drei aus ihnen bringt Gruppes Musenalmanach von 1851 — die Mehrzahl aber wird erst etliche Jahre später in der Sammlung „Sinnen

und Minnen" der Öffentlichkeit übergeben. Aber Lyrik allein genügt dem Ehrgeizigen nicht. Noch beschäftigt ihn damals eine Zeit hindurch der „Aurora"-Dramaplan, bald aber muß dieser nunmehr dem Plane zu einer andern großen Tragödie weichen, in die nicht bloß die Gestalt Ahasvers verflochten, nein, deren ausschließlicher Mittelpunkt vielmehr der ewige Jude ist. Ein kleines Gläschen Punsch aus der Hand eines schönen jungen Mädchens, namens Rosa, einer Nachbarin unseres Dichters, hatte es vollbracht. „Der wichtigste, vielleicht folgenreichste Tag meines Lebens", jubelt das Tagebuch vom 13. Februar 1850. „In Rosas Familie war gestern Abendunterhaltung mit Punsch und von diesem schickte mir Rosa heute früh ein sehr kleines Gläschen voll herüber. Kleine Geschenke sind die erfreulichsten; man gibt sie bloß, um zu geben und guten Willen zu bezeigen, während große Gaben immer den Anschein von Wohltaten und Almosen haben. Wie flüssiges Feuer strömten die geistigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekstatische Begeisterung versetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen Tat! — Und die Blätter der Weltgeschichte lagen vor mir aufgerollt — lange haftete mein verklärter Blick darauf — und siehe, die Buchstaben verschwammen in ein wirres Chaos von Blüten, Moder, Blut, Molchen, Goldfrüchten, blauen Augen, Harfenklängen, Kanonendonner, Todesächzen — — — und aus den Wogen dieses chaotischen Meeres hob sich ein edles, bleiches, männliches Antlitz, in welchem der Ausdruck unendlicher Wehmut, vereint mit prometheischem Trotze, lag. Tief schaute ich in sein flammendes Auge und rief in hoher Begeisterung: ‚Ahasverus! Ahasverus!' ... Mein Geist kehrte zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück, und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie ‚Ahasverus'."

Aber auch dieser „Ahasverus"-Plan kam ebensowenig zur Ausführung wie „Aurora" —; aber aus den beiden dramatischen Entwürfen in Vereinigung mit den „Atlantis"-Ideen gestaltete sich schließlich ein lyrisch-epischer, dessen

endliche Ausführung unseres Dichters erstes größeres, der Öffentlichkeit von ihm 1858 übergebenes Werk ist: „Venus im Exil".

Schon in der Universitätszeit wirft auch die Sonne der Kunstgebilde anregend ihren Strahl in unseres Dichter-philosophen Seele.

„Es ist unstreitbar," schreibt er ins Tagebuch nach Betrachtung einer Stahlstichsammlung, „daß die Seele sich im Äußeren ausspricht. Welche Wonne, welcher Gewinn also, eine schöne Seele auf diese Weise sinnlich erfassen, anschauen, studieren zu können! — Ich meinerseits hole mein Moralsystem aus Gestalten und Gesichtern; aus schönen Natur- und Kunstwerken lerne ich die große ‚Kunst zu sein'."

Damals kauft sich auch unser Dichter die Hoffmannsche Lithographie der gefeierten spanischen Tänzerin Pepita de Oliva, „in deren bezaubendster Sinnlichkeit ein klassisch-idealer Zug lag, der die echten ‚Bacchen' begeisterte, den ‚Böoziern' aber unverständlich und entbehrlich war". „Was die edle volle Herrlichkeit ihrer Erscheinung mir zu sagen hatte, das ist bis heute nicht verstummt", schreibt unser Dichter wenige Monde vor seinem Tode. Das damals gekaufte Bildnis der Pepita hing denn in der Tat auch bis zu des Dichters Scheiden stets über seinem Schreibtisch. — — Freilich lag auch Monate bis zu seinem Tode auf seinem Nachtkästchen das (photographische) Bild des Gekreuzigten (von Gabriel Max). „Niemand glaube die Eindrücke seiner Jugend je vergessen zu können." Die Kirchengläubigkeit war geschwunden und an ihre Stelle der Kultus eines ästhetischen Idealismus getreten. Klösterliche Askese hatte die Basis gelegt und Sinnlichkeit, die in jenen Tagen mehr vielleicht als je früher die alte Kaiserstadt durchflutet, hatte das Ihre dazu getan. Und aus allen großen Schöpfungen unseres Dichters wird die Genesis auch äußerlich deutlich: — hinter den brennenden Farben des Lebens predigt savonarolagleich ein ernster, düsterer Asket, „durch jede Ritze der Weltlust, der Üppigkeit, der Impietät lugt das trübe Feuer

des Rhadamant und Tartarus". Mit zunehmender Reife werden die brennenden Farben des Lebens bläſſer — der Warnruf klarer — das Predigtamt präziſer. Und gegen Ende ſeines Lebens ſcheint ſich unſer Dichterphiloſoph in etwas ſogar ſeiner erſten Jugend zu nähern . . .

II. Meiſterjahre.

Indes neigt gemach unſer Dichter dem Manne zu und da auf einmal beginnt es leiſe ſich zu regen, was erſter Jugendidealismus zu fühlen nicht vermocht: es nagt die Sorge! . . . Die Armut, die dumpfe, freudloſe Armut — auf einmal, daß unſer Freund es überklar empfindet, daß ſie bisher die ſtete Begleiterin ſeines Lebens geweſen! Und „Brot! Brot!" heißt ſo urplötzlich die bittere Loſung, die ihn zu handeln zwingt, die ihn dem ſchönen Reich der Träume gebieteriſch entfremdet. „Brot! Brot!" Das reiche Maß erworbener Kenntniſſe ſuchen darum geldbringend zu verwerten! „Wenn Roſe und Lorbeer mir einſt verblüht — oder niemals blüht, ſo gehe ich nach Ägypten und leſe Hieroglyphen", ſchreibt er 1851 ins Tagebuch. Nach Ägypten geht er nicht — aber ſchon ein Jahr ſpäter heißt ihn das Schickſal Hieroglyphen leſen, die Hieroglyphen der — griechiſchen und lateiniſchen Schularbeiten zahlloſer Schüler.

Robert Hamerling, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", wird — Gymnaſiallehrer.

Vorerſt iſt er als Supplent in Wien tätig — am Gymnaſium der thereſianiſchen Akademie, dann in gleicher Eigenſchaft am dortigen akademiſchen Gymnaſium.

1853 finden wir ihn am akademiſchen Gymnaſium in Graz. Dort ſchreibt er für das Programm, „veröffentlicht am Schluſſe des Studienjahres 1854", eine Abhandlung: „Über die Grundideen der griechiſchen Tragödie". Ein tragiſch endendes Verhältnis zu einem bildſchönen, lieben Grazer Mädchen, Pauline Quadri, der „Nora" der „Stationen", an deren Unglück unſer Dichter nicht un-

schuldig ist, fällt in diese Grazer Monate. Und 1855 wird er in definitiver Eigenschaft ernannt zum wirklichen Lehrer am k. k. Gymnasium in Triest, und „Pegasus im Joche" ist weiter zehn Jahre hindurch für unsern Dichter rauhe Wirklichkeit . . . Wahrhaftig, es liegt eine bittere Ironie des Schicksals darin, daß Robert Hamerling, der strenge Zensor und Erzieher seiner Zeit, dreizehn Jahre seines Lebens, „die beste Kraft seiner reifen Jahre", verbringen muß — gezwungen und gepreßt, ein siecher Mann, bei dabei wenig erfolgreichem Wirken in für ihn so dumpfer, ärgererfüllter Schulatmosphäre.

Frühling 1855 traf unser Poet in Triest ein. Kurz nach seiner Ankunft daselbst brach in heftigster Weise die cholera asiatica aus. Ob beeinflußt von dieser Seuche oder nicht — just um diese Zeit stellten sich bei Robert Hamerling die ersten Anzeichen jenes furchtbaren Unterleibsleidens ein, das seitdem von Jahr zu Jahr sich verschlimmerte, ihn für die größere Hälfte seines Lebens zum siechen Manne schuf und auch des Dichters Tod schließlich zur Folge hatte.

September 1856 bis April 1857 brachte unser Dichter — krankheitshalber vom Amte dispensiert — in Venedig zu. Aber diese Periode der Zurückgezogenheit von den die poetischen Schwingen so sehr lähmenden Geschäften des Berufes — diese Epoche unfreiwilliger Muße war segensreich für den Poeten. Die Glut der ehrwürdigen Dogenstadt, die es Shakespeares Muse so herrlich angetan, die Lord Byron schöpferisch entflammt und Goethe begeistert, sie sollte endlich auch die Eisesrinde auf Robert Hamerlings Quell endgültig zum Schmelzen bringen — die Eisesrinde, die trübe Jugend und ein harter Beruf schufen: in Venedig dichtete Robert Hamerling sein erstes größeres Werk, die bereits genannte Dichtung „Venus im Exil". Freilich — wie wir ja bereits wissen — die Idee zum Werke reicht zurück in verflossene Wiener Jahre, in die „Atlantis"-, „Aurora"- und „Ahasverus"-Zeit — aber immerhin scheint es ein bedeutungsvoller Umstand, daß Robert Hamerling, diesen

Apostel des Schönen, sein erstes großes Werk die Muse zu schreiben hieß in der aphroditengleich schaumgebornen Stätte der Schönheit im Süden.

Von Venedig nach Triest zurückgekehrt, ging unser Dichter zunächst daran, einen Verleger für seine „Venus" zu finden. Aber der Verleger Brockhaus in Leipzig — Hamerling hoffte bei der Verwandtschaft seiner Dichtung mit dem bei Brockhaus erschienenen Jordanschen „Demiurgos" sichere Annahme — lehnte ab und schier völlig entmutigt darüber, faßte unser Dichter den Entschluß, vorläufig an keinen anderen Verleger mehr heranzutreten, vielmehr erst eine kleine Probe seines dichterischen Schaffens auf eigene Kosten in die Welt zu senden. So erschien Sommer 1857 in Kommission bei Schimpff in Triest „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria", eine kleine Auswahl lyrischer Gedichte und Bruchstücke aus „Venus im Exil" bietend. Und dieser „Sangesgruß vom Strande der Adria" ward in den Blättern des Nordens freundlich, ja herzlich erwidert. Schmidt-Weißenfels wies in den „Kritischen Blättern", die im Verlage von Kober in Prag erschienen, mit Wärme auf das nur vier Bogen starke Werkchen in Sedezformat hin. Das gab Hamerling den Mut, der Firma Kober in Prag, einer damals bekannten deutschen Verlagsfirma, welche u. a. die hochangesehene Romanbibliothek „Album" herausgab, die „Venus" anzubieten. Sie ward — aber nicht ohne längeres Überlegen von seiten Kobers — angenommen und erschien daselbst Juni 1858.

Man sieht, den ersten Schritt in die Öffentlichkeit hat der nachmalige Dichter des „Ahasver" nicht ohne Mühe vollbracht. (Es blieb ihm übrigens auch später noch mancher bezügliche Kummer nicht erspart.)

„Venus im Exil" ist ein Lied mystischer Welträtsellösung. Es enthält nach des Dichters eigenem Geständnisse das Wesentliche seiner ganzen Weltanschauung, das Programm seines ganzen weiteren Strebens und Wirkens auf literarischem Gebiete und ist ob dessentwillen (nicht

ob seines poetischen Wertes) der ragende Markstein von unseres Dichters poetischer Sendung.

Hamerling hat in einem seiner späteren poetischen Werke „Venus im Exil" kurzweg als ein hohes Lied der Sehnsucht charakterisiert. Und das ganz mit Recht. Das Werk beschäftigt sich ja ausschließlich mit der tiefen, unaussprechlichen Sehnsucht, die dem Schmerze kreatürlicher Beschränkung entspringt. Das Werk gibt uns ein Bild dieses unendlichen Sehnens in seiner Entwicklung, bietet zugleich aber auch (wie der Dichter meint) definitive Lösung des großen Daseinsrätsels. Es ist nicht schwer, aus des Werkes letztem Gesange diese vermeintlich definitive Daseinsrätsellösung zu erkennen. Der Schluß des Werkes bietet nämlich „ein Dämmerbild der Zukunft"; „an ferner Zeiten Ausgang leuchtet ein Paradies"; mitzubauen an dieser fernen Vollendung der Menschheit ist Zweck des Einzelindividuums; „als eignes Heil erschlossen" sieht resigniert der gereifte Mensch das noch verborgne Heil der Welt und diese Erkenntnis künftigen Menschheitsglücks bedeutet „Genesung vom Schmerz der Gegenwart". Das Heil der Welt aber ruht auf den beiden Idealen „Schönheit" und „Liebe" — ihr Kultus bedeutet „außer aller Zeit" den „Einklang aller Lebenstöne". Dereinst freilich werden durch diese beiden Ideale Materie und Geist nicht mehr bloß einzeln und im Individuum versöhnt sein — Allschönheit und Alliebe wird dann den Kosmos voll und ganz durchdringen —

> ... Dann ruhn gestillt uralter Sehnsucht Triebe,
> Und segnend herrscht die Schönheit und die Liebe.

Mit dieser optimistischen Prophezeiung schließt das Werk.

„Venus im Exil" zählt — wie bereits betont — nicht zu unseres Dichters poetischen Meisterschöpfungen. Aber es ist im Entwicklungsgange Hamerlings das Präludium: — in zarten Liedern wie in genialen Kolossalgemälden preist Robert Hamerling von nun an Schönheit und Liebe

und mit ihnen die ewigen Mächte des Gemütes als die Ideale, welche nach seiner Überzeugung die Gegensätze von Geist und Materie ausgleichen. Denn Robert Hamerling ist der Dichter der kreatürlichen Sehnsucht, der Poet des Kämpfens und Ringens des Herzens — „der Poet so des ganzen Lebensinhaltes der Menschheit". Somit ist Robert Hamerling immer in erster Linie Denker und es ist hier vielleicht (bei Beginn der Beleuchtung von Hamerlings Schaffen) der geeignetste Platz, auf ein bezügliches Wort des hochbegabten, aber unglücklichen (jung durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen) Philosophen Astl-Leonhard hinzuweisen. „Die Kunst, speziell die Dichtkunst" — betont Astl-Leonhard — „machte für Robert Hamerling nur einen farbigen Strahl aus, den sein philosophisches System zu den Menschen sandte — sie war nur ein Bestandteil seines höheren Wirkens, freilich für die Mitwelt der greifbarste, weil sichtbarste. Wenn Hamerling die Malertechnik beherrscht hätte, so würden wir Bilder von ihm besitzen, in denen sich seine Weltanschauung ebenso geoffenbart hätte, wie im ‚König von Sion'; hätte er irgendein sonstiges Gebiet, vielleicht Rechtspflege oder Volkswirtschaft getrieben, auch hier würden seine Leistungen Fäden verknüpft haben mit seiner universellen philosophischen Einsicht." Kommentieren wir kurz dieses Wort Astl-Leonhards, so können wir sagen: Immer ist das Knochengerüst des erstehenden Werkes Philosophie und erst um dieses philosophische Gerippe konzentriert dann Dichterphantasie eine Handlung als Fleisch. Und nunmehr aber reicht dem Philosophen der Poet erst so recht eigentlich hilfreich die Rechte: ums Fleisch der Handlung schlingt sich, auf daß der Ernst der philosophischen Idee in möglichst heiter-künstlerischer Art sich äußere, das unseren Dichter so stolz charakterisierende sprachlich-goldne, bilderbuntdurchstickte Prachtgewand. Durch Sprachesilberglockenton und virtuoses Bunt der Schilderung will unser Dichter philosophisch predigen. Hamerlings Philosophie ruht demnach in schier sämtlichen seiner poetischen Werke — bald tiefer, bald leiser schlummernd — dornröschen-

gleich im Zauberschloß der Form. — Ob nun freilich der größte Teil von Hamerlings Bewunderern den ernsten, strengen, philosophischen Prediger hinter den heitern, sinnlich-bunten Bildern herausgefühlt?! J. E. Veith schreibt nach Erscheinen der beiden großen Epen an den Dichter: „... daß Ihre Werke von vielen gesucht und gelesen werden, ist erfreulich, denn offenbar sind Sie ein Prediger in der Wüste, und Ihr Wort ist wuchtig. Daß viele unter diesen vielen Ihre Absicht nicht verstehen, und um etwas zu reden, die Form, den Versbau, die Farbe und den Glanz des Gemäldes loben, ist ein altes Geschick. Die Oberflächlichen werden nichts denken und beherzigen, sondern sich amüsieren ..." Veith hat damit das Richtige getroffen: „Die Oberflächlichen werden nichts denken ..." Doch mag freilich auch an dem (vielleicht nicht unhäufigen) Mißlingen des Ethikeramtes mitwirkend gewesen sein, daß für Hamerling die Versöhnung von Geist und Materie nicht immer ein entschiedenes optimistisches Schlußresultat auslöst. Das Zünglein von Hamerlings Weltanschauung schwankt nämlich so häufig in der Mitte von Optimismus und Pessimismus, ja scheint sich in manchen seiner Schöpfungen sogar eher auf die Seite des letzteren zu neigen. Der genaue Kenner von Hamerlings Metaphysik begreift solches allerdings. Es tut ja übrigens auch Hamerlings künstlerischer Bedeutung keinen wesentlichen Abbruch.

Die Ferienmonate 1859 verbrachte unser Dichter in Graz. Literarisch beschäftigte ihn während dieser beiden Monate die Zusammenstellung einer Sammlung seiner lyrischen Gedichte. Sie erschien unter dem Titel „Sinnen und Minnen" Ende 1859 (im gleichen Verlage wie „Venus"), und zehn Jahre später in einer zweiten, um die Hälfte fast vermehrten Ausgabe, eine Edition, deren Umfang und Gedichtreihenfolge dann in den folgenden Auflagen nicht mehr bedeutend geändert ward:

. . . . Ach, ein Meer sind meine Lieder,
Die der Hauch der Sehnsucht hebt,

Dessen Welle sterndurchwebt
Klangreich wogend auf und nieder
Hin in goldne Ferne schwebt.

Und so scheint wohl arm an Stoffen,
An Gestalten mein Gedicht,
Leer an Inhalt und Gewicht,
Denn das Sehnen, Lieben, Hoffen,
Sinnen, Minnen zählt ja nicht . . .

So der Dichter bescheiden im Vorworte zur ersten Auflage.

Aber „Sinnen und Minnen" birgt zarteste lyrische Blüten — es ist ein herrliches Füllhorn goldner Dichtungsblumen, deren Bunt mannigfaltig harmonisch, deren Duft aber freilich noch fast ausschließlich die zarte Weichheit der Romantik verrät.

Bewundernd aber doch wie keinem anderen Tonstücke der Sammlung lauscht der Hörer dem silberhellen Rhythmus der Hymnen und Oden, die Robert Hamerlings Harfe rauschend ertönen läßt zum Preise der Schönheit:

. . . Blüht Herrlicheres auf irdischen Au'n,
Erhabneres in himmlischen Höhn
Als Schönheit?
Sei's, daß auf blumiger Lenzflur,
Auf blauenden Seen im Glanzduft
Oder am schroffen Gebirg
Ihr goldener Fittich schwebt —
Sei's, daß das Rätsel des Daseins
In einer lebendigen Menschenblüte
Sie bildend löst,
Durch den Reiz des Maßes
Den Schmerz der Schranke versöhnt
Und mit Ahnungswonne
Künftiger Lebensvollendung
Der Dichtersehnsucht
Urewige Qualfrage beschwichtigt —
Sei's, daß die Ströme der Brust

In süßen Gesangs
Zauberschale sie auffängt
Und, wild Erquollnes
Zart umgrenzend,
In holder Schranke des Rhythmus
Formprächtige Tonkristalle
Wie Perlen ausstreut.
Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit goldichtem Netz,
Ihr Sklave bin ich!
Zukunftspropheten,
Welt-Heilsapostel,
Scheltet mich nicht!
Zeihet mich nicht der Tatlosigkeit!
Der Schönheit Evangelium sei eins
Mit dem der Zukunft! . . .

Wandl' ich sinnend über den lauten Marktplatz,
Wo des Volks sich drängender Schwarm die trüben
Wellen wälzt, da fühl' ich mich einsam, seufze,
Finde die Welt rings

Leer und schal. Doch taucht aus der Menge plötzlich,
Aus dem trüben Larvengewühl ein helles
Frauenantlitz, das wie ein selig Wunder
Milde mich anstrahlt

Und dem Blick dann ebenso rasch entschwebt ist:
O wie rasch auch ist mir das Herz verwandelt!
Nimmer säng' und sagt' ich, wie mir geschieht, es
Glänzen die Blicke

Mir, das Blut wallt freier, ich hege wandelnd
Holden Trost und staune, wie süß der Schönheit
Segen niedertauet und lieb und schön ist
Wieder die Welt mir.

Zwei Jahre nach Veröffentlichung der ersten Auflage der Gedichtesammlung — Juli 1861 (gleichfalls bei Kober) — ließ Hamerling die wundervolle Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik" erscheinen:

Noch einmal öffne rauschend, o Born der Melodie,
Mir deinen goldnen Bronnen; zu süßer Threnodie,
Beflügle dich noch einmal meines Liedes Gang:
Noch einmal töne klangfroh, wie dir gebeut des Herzens Drang!

Still durch meine Seele weht ein Schwanenlied:
Ahnung weht in Lüften; Sehnsucht zieht
Mich aus der engen Zelle, mit weicher Lilienhand:
Hell winkt mir aus der Ferne des Traumes Purpurwolkenstrand.

Auf San Marcos Zinnen stirbt der goldne Tag,
Und wie um die Lagune der Möwe Flügelschlag,
So weht um dich die blasse, holde Melancholei:
Venedig ist des Meeres lockend süße Lorelei!

Das ist die richtige Stimmung, dahingeschwundene Menschheitsblüten zu neuem Dufte dem sehnenden Herzen zu erwecken: in einer Vision schaut der Dichter in venezianischer Sternennacht die gesamte entschwundene Herrlichkeit der Vorzeit. Da bricht der Tag plötzlich an, „vor dessen Dämmergrau das Wolkenschloß der Dichtung schnöde zusammenbricht" — Zinnen, Tempel und Paläste entschwinden und die neue auf ihre Erfindungen und Errungenschaften stolze Zeit zeigt ihr prahlerisches Gesicht, ein Gesicht, aus dem der Poet entsetzt jene Krankheit erkennt, dem das Leben des Herzens zum Opfer fällt:

Der grause Wurm, der innen, tief innen zehrt,
Von heil'ger Herzensblüte und Seelenmark sich nährt.
Bis ausgehöhlt das Innre: noch gleißt das Wangenrot
Des Lebens, aber drinnen im Herzen sitzt der blasse Tod.

Und wehmutsvoll stöhnt es aus der Seele des Dichters:

. . . Was hat die arme Schönheit, Barbaren, euch getan?
Muß der zarte Sänger verhauchen wie der Schwan,
Seine Seele glühend, eh' seinem Lied ihr glaubt,
Schwirrt reinen Klanges Fittich so gar unheimlich euch ums Haupt . . .

Aber mutig — dem Hohne der Zeit zum Trotz — legt der Dichter sein Bekenntnis ab:

Folgt ihr dem Götzen des Mammon in eurer Seele Drang:
Ich singe der ewigen Schönheit meinen Hochgesang;
Das ist das Licht, das süße, das in der Wüste glimmt,
Das ist die Himmelsrose, die hell auf grauen Wassern schwimmt.

Trübe ist auch der Ausblick in die Zukunft — indes von seinem Vaterlande hofft der Dichter Wahrung und Rettung seiner Ideale und läßt so passend sein „Hoheslied des Herzens und Gemütes" in einer bezüglichen Mahnung verklingen:

Ja, Vaterland, geliebtes! Umströme dich Glück und Heil!
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zuteil!
Nur fleh ich, nie mißachte, in neuem Strebensdrang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu nie gesehnem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch, pflege den keuschen Kranz
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk! Der Ideale Bilder stürze nicht!
Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröte nicht,
Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht:
Du müssest „staatsklug" werden, es heische das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubtierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
Hoch halt es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe mein Volk denn ewig des ewigen Rechtes Hort!

Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreist,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

Ein berufener Kritiker (Adolf Strodtmann) hat mit Recht die Meinung ausgesprochen, daß die schönsten Einzelstellen des „Schwanenliedes der Romantik" nur mit der deutschen Sprache selbst zugrunde gehen könnten. Zu jenen schönsten Einzelstellen zählen die unmittelbar vernommenen Strophen — Worte, die (unter dem Titel „Vaterlandslied" in weiteren Kreisen bekannt geworden) kein Deutscher ohne beflügelten Pulsschlag, ohne Begeisterungswangenrot, ohne Andacht und Weiheschwur zu lesen imstande sein wird. Als Ganzes freilich, betrachtet im Hinblick auf den folgenden Entwicklungsgang Robert Hamerlings, will uns die Dichtung wie der konturengenaue Ideenschattenwurf des Werkes dünken, mit dem Robert Hamerling just ein Vierteljahrhundert später so stolz von der poetischen Bühne abtreten sollte.

Um jene Zeit beiläufig ist es auch, daß der Dichter an eine Dame in Graz folgende charakteristische Äußerung schreibt: „— Glauben Sie mir, ich halte das Gute so hoch wie das Schöne; verschmelzen doch auch diese beiden in reiner hehrer Einheit. Dieselbe Begeisterung, der ich im ‚Schwanenliede der Romantik' Ausdruck geliehen für das Schöne, dieselbe Begeisterung bringe ich aus der Tiefe meines Herzens allem entgegen, was edel, rein und gut ist unter der Sonne. Weder mein eigener Lebensjammer, noch der rührendste Roman macht je mein Auge feucht; aber über Gutes und Schönes kann ich vor Rührung weinen."

Was den Dichter aber am Schlusse des „Schwanenliedes" berechtigte, just von seinem Volke Wahrung und Rettung seiner Ideale für die Zukunft zu erwarten, das sollte das

dem „Schwanenliede" als nächstes folgende Werk zeigen. Hatte nämlich der Dichter im „Schwanenliede der Romantik" weichmütig-wohllautend den Maßstab seiner Ideale an seine Zeit gelegt, so legte er in der nächsten seiner Schöpfungen eben diesen Maßstab an sein Volk. „Germanenzug" — dies der Titel des Werkes (zuerst 1863 erschienen in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Österreich", dann als selbständiges Büchlein bei Gerold in Wien) — ist nämlich die poetische Verherrlichung der Mission des deutschen Volkes. Der Dichter schrieb das Werk binnen elf Tagen (also schier in einem Zuge!) im September 1862 in Graz nieder, woselbst er die Sommerferien verbrachte. Urmutter „Asia" — so in Kürze der Inhalt des Gedichtes — erscheint in einer Vision Teut, dem Ahnherrn unseres Volkes, der mit seinen Reisigen „harrend an der Schwelle des Okzidentes steht und an dessen Tore pocht" und eröffnet ihm die Sendung der Seinen in Europa. Sie ruft ihm u. a. zu:

Du bist der träumerischste meiner Söhne,
Doch auch der mutigste, das Größte wagend;
Du bist der kräftigste, du bist der kühnste,
Doch auch der frömmste, still das Ärgste tragend.
Du bist der rauheste, doch rührt die Schöne
Der Frauen dich und holde Musenkünste;
Hoch in die Wolkendünste
Verlierst du dich in Sternenregionen,
Und scheust den Schweiß doch nicht und klebst am Boden,
Wüsten zu pflügen, Urwald auszuroden.
Du stürzest Völker hin und greifst nach Kronen
Mit blut'ger Hand in stürmischer Bewegung,
Und bleibst ein ew'ges Kind voll zarter Regung!
— — — — — — — — —
. . . . Ja freudig stolz das hohe starke Leben
Des Ganzen leben und sein eignes Wollen
Verleugnen, um zu wirken im Vereine,
Statt einsam tatlos hinzugrollen —
Und seine Sympathien, sein Widerstreben
Hinopfernd frohgemut fürs allgemeine,

Sich fügen gleich dem Steine
In einen großen Bau, — das, o Germane,
Das lernst du nur, wenn wilder Brände Flammen
Dein Volk zusammenschmelzen, wenn zusammen
Es jagen, wie Gewölke, Weltorkane:
Nur Blut und Tod kann euch zusammenkitten
Und Schmach und Drangsal, kämpfend durchgelitten!
Und nur dein Volk allein wird Söhne zählen,
Die, wenn es tausend Ruhmesleuchten krönen,
Sich seiner schämen noch, statt aufzuglühen
In Stolz und Liebe, die's verleugnen, höhnen,
Die, wenn die Heimat sie zur Fremde wählen,
Das Mutterland bekämpfend Geifer sprühen
Und dir, o Teut, nur blühen
Geschlechter, die den Unterdrücker lieben,
Die glücklich, auch vom Bruderstamm geschieden,
Sich fühlen und der matten Seele Frieden
Mit keiner Seele leisem Hauche trüben
Und die, will Söhne sie die Mutter nennen,
Ihr blöd' ins Auge schaun und sie nicht kennen.
Und dennoch, dennoch dieser Fluch wird weichen,
Und leuchten wird zuletzt in reiner Schöne
Dein Stern und wie du irren magst und schwanken,
Du bist der Zukunftsreichste meiner Söhne;
Und auf der Stirn dir blitzt das Flammenzeichen
Des Genius . . . .
Kennst du die höchste Bahn für euer Ringen,
Wenn ihr dereinst erstarkt in sichrer Einheit?
Kennst du im Meer der Zeiten die Fanale,
Die fernher winkend mit der Flamme Reinheit
Euch hin zum letzten schönsten Ziele bringen?
Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle,
Die heil'gen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe,
Das sind die letzten vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens: Das ist deine Sendung,
Volk Odins, das ist Menschentums Vollendung.
— — — — — — — — —

Solche Töne entstammen nur der Urkraft eines tiefsten Dichtergeistes, wie ja der „Germanenzug" „überhaupt die herrlichste Offenbarung dichterischen Nationalbewußtseins ist, welche die Literatur des 19. Jahrhunderts kennt". Und Müller-Gutenbrunn hat recht, wenn er fortfährt: „Hamerling hatte als Dichter etwas von einem gottbegnadeten Seher und es werden vielleicht Tage kommen, in denen man ihn als nationalen Heros vergöttert, denn urgewaltig und einzig sind die Töne, die er anzuschlagen vermochte, wenn er sein Volk besang."

Schon im „Schwanenliede der Romantik" hatte unser Dichter Anlauf genommen, sich dem Leben seiner Zeit zu nähern: er spricht dieser seiner Zeit ein vernichtendes Urteil. Aber trotzdem läßt die Dichtung noch immer den weltfremden Romantiker fühlen, dessen Muse wie eine schwermütige Nachtigall traurig klagt und seufzt. Der ungleich männlichere „Germanenzug" (unseres Dichters erstes Epos, „freilich kein großes episches Wandgemälde, aber bereits ein Fries dazu") bildet nun die definitive Brücke zur neuen Periode unseres Dichters, in der er ein moderner Poet ist, der der dem realen Leben seiner Zeit aufs realste zu Leibe rückt, — predigend allerdings seine Ideale (wie bereits von uns betont) hinter brennenden Farben der — Sinnlichkeit. Treffend charakterisiert diesen merkwürdigen Gegensatz Laurenz Müllner: „Hamerling ist ein Dichter der Sehnsucht nach Erneuerung des Zeitlebens im Sinne eines ästhetischen Idealismus . . . Er sucht meist in der Vergangenheit nach sinnbildlichen Vorgängen für das gebrochene Bewußtsein der Gegenwartsmenschen und erhofft Rettung und Heil von der begeisterten Hingabe an idealistische Abstraktionen. Er wendet die glänzendste Seite seiner poetischen Begabung der farbenglühenden Schilderung des Sinnenlebens zu, das sein idealistischer Hang bekämpft . . ."

Gleich im nächsten seiner Werke zeigt er so im Spiegelbild neronscher Eigensucht, „was wieder sich erneut". Das Haus Nummer 2 der Via St. Catterina in Triest (ein

Kämmerchen in einer Wohnung des zweiten Stocks) muß jedem poesiebegeisterten Gemüte ehrwürdig sein — denn hier dichtete in der Zeit vom 6. Januar bis 7. April 1865 Robert Hamerling „Ahasverus in Rom".

Seit Goethes „Hermann und Dorothea" konnten die Deutschen „ihre epische Kunst für begraben halten", denn das Epos höheren Stils schien völlig abgetan. Nur Werke leichterer Gattung dieser Art waren erschienen und hatten Erfolg: Redwitz' „Amaranth", Scheffels „Trompeter", Kinkels „Otto der Schütz", Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt". Da erblickte „Ahasver in Rom" das Licht, und „das totgeglaubte Epos der Deutschen erstand mit ihm zu neuem Leben".

„Das römische Cäsarenalter, eines der merkwürdigsten und lehrreichsten der Geschichte", — schreibt unser Dichter bereits 1863 in sein Tagebuch — „hat mit dem unsern, trotz großer äußerer Verschiedenheit, so manche Berührungspunkte; den höchsten Geist und Sinn dieser beiden Zeitalter möchte ich in einem „Nero" zu einem großen, einheitlichen Charakterbilde verschmelzen . . ." Und Hamerling tat es in „Ahasver in Rom"; und so ist das Epos „trotz des antiken Stoffes ein wahrhaft modernes Gedicht — aus dem modernen Geiste heraus geboren und in lebendigstem Zuge zu ihm". In diesem Sinne äußerte einmal der Graf v. Prokesch-Osten: „‚Ahasver in Rom' ist eine Perle der Literatur — aber eine Perle, die wie eine Perle in der Muschel aus einer Krankheit hervorgegangen ist — aus dem Krankheitsprozesse der Zeit."

Im Grunde ist das Werk auch nichts anderes wie ein hohes Lied der Sehnsucht — „Venus im Exil" ist tatsächlich seine Ouvertüre.

Marternd tobt nämlich das Weh der kreatürlichen Beschränkung in Neros Brust. Aber sein einsames durstiges Ich schmiegt sich nicht liebesehnend ans warme Herz der Welt — prometheischen Trotzes voll, stellt er sich stolz auf sich selbst, sagt sich los von den Gesetzen der Krea-

tur und maßt sich schrankenlose göttliche Autorität an. Und da er im Grunde nur das Geisteszentrum seines gleichgesinnten Zeitalters ist, so drückt er der schauerlichsten Weltgeschichtsepoche das Siegel seines Namens auf und wird ein Warnruf entgötterten Geschlechtern. Unserer Zeit, die, wie wir ja eben gehört, trotz äußerer Verschiedenheit in ihrem Innern verwandt der römischen Cäsarenzeit — ihr wird jetzt in einem Bilde dieser Vergangenheit warnend gezeigt, an welcher Schreckenssandbank das Schifflein seelenlos gewordener Menschheit scheitert. „Während" — bekennt der Dichter in seinem „Epiloge an die Kritiker" — „Nero einen titanischen Egoismus in sich großzieht, der die ganze Welt wie eine Perle in dem Freudenwein des Genusses auflösen möchte, predigt die Dichtung als Ganzes eben jene Liebe und Hingebung an die heiligen Mächte des Gemütes, die ich in ‚Venus im Exil', in ‚Sinnen und Minnen', im ‚Schwanenlied der Romantik' gepredigt, und zuletzt noch im ‚Germanenzug' als die edelsten Bestrebungen des deutschen Volkes gepriesen. Nur daß in jenen Dichtungen das Ideal lyrisch gefeiert wird, im ‚Ahasver' aber objektiv die Schrecken einer entgötterten Welt geschildert werden, welche das Ideal über Bord geworfen hat."

Hamerlings „Ahasver in Rom" hatte gleich bei seinem Erscheinen ungeheuren Erfolg. Sicher, daß zu diesem Erfolge nächst dem eminent modernen Gehalt des Werkes auch die Form das ihre beitrug. „Aus den Versen des ‚Ahasver'", betont M. E. delle Grazie, „hörten die Deutschen plötzlich wieder den vollen Glockenklang einer ebenso natürlich freien als gedankengeadelten Sprache . . .; so hatten bisher einzelne Franzosen, so seit Heine noch kein Epigone gesprochen!" Und die Realistik der Darstellung — das wunderbare Bunt der Schilderungen — der Glanz des Kolorits ließ Hamerling verglichen werden mit Hans Makart, dem dekorativen Genie der Kunstgeschichte.

Noch war, als „Ahasver in Rom" (Sept. 1865) erschienen (das Werk und alle folgenden, wo nicht anders

bemerkt, erschienen bei J. F. Richter, später Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg), noch war damals unser Dichter Gymnasiallehrer in Triest. Freilich — wie wir ja wissen — als solcher nur „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe". Jetzt, wo ihn der Erfolg des „Ahasver" ermutigt, nimmt ein freies Dichterleben seinen Beginn. Unser Dichter verläßt den Adriastrand und nimmt in der „Grazienstadt" an der Mur „als pensionierter k. k. Professor" ständigen Wohnsitz. Im Triester Gymnasium aber weist die Reihe der Programmaufsätze in zwei Jahrgängen stolz auf unseres Dichters schriftstellerisches Wirken: — 1856 „Proben aus einer Übersetzung von Dschamis Beharistan", — 1859 „Ein Wort über die Neuplatoniker nebst Übersetzungsproben aus Plotin". Und im gegenwärtigen Gebäude der Lehranstalt mahnt seit kurzem ein kunstvoller Denkstein an den größten Mann, der je in ihren Räumen lehrend gewandelt.

Hamerling hatte in seinem „Ahasver in Rom" eine Epoche des Verfalles der Menschheit auf seiner tiefsten Stufe zu schildern. Das Werk bot „eine Reihe von Bildern unerhörter Greuel und gänzlicher Verderbtheit", Schilderungen des Lasters, mit einem Worte, „nah dem Punkt, wo sich's erbricht". Der Zweck, den der Dichter verfolgte („nicht unterhalten, nein bekehren will ich euch"), ward von nicht wenigen damals nicht begriffen. Mit einem ernsten Vorspruche „an diese Tadler des ‚Ahasver in Rom'" leitete er demnach seine nächste Schöpfung ein:

Wenn sie ein weichlich Geschlecht nur reizt, nicht schreckt, die Entartung,
Treu, mit der Schminke, gemalt und die prunkende Sünde der Alten,
Nun, so werde beschworen ein Bild aus düsteren Zeiten,
Werde der Pinsel getaucht in die kälteren Farben des Nordens,
Halle sie wider, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weisen und Bräuche germanischer Männer der Vorzeit!
Und was die heitere verbrach, mag sühnen die düstere Nacktheit,
Wenn dein sinnender Geist sie, gestaltende Muse, mir segnet!

Singen die seltsamste will ich, die deutsamste aller Geschichten,
Welche vorzeiten geschahn auf germanischem Boden: ein Spiegel
Alles, des höchsten und tiefsten, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geister bewegt, sie entflammt zu gewaltigem Ringen.
Kämpfer der Mitwelt, horcht! Es beflügeln den Sang mir die raschen
Fiebernden Pulse der Zeit, ihr anabaptistischer Herzschlag.
Dennoch — bedenket es wohl! Die erhabene Muse sie kämpft nicht,
Nein, sie krönt und verdammt: Zweischneidig zwischen die Kämpfer
Streckt ihr blinkendes Schwert sie, das beide verwundet und richtet . . .

Das Werk knüpfte aber auch stofflich an das Neroepos an. Der Schluß von „Ahasver in Rom" spielt in der christlichen Katakombe und stellt (bei allerdings wenig befriedigender Zukunftsperspektive) der untergehenden heidnischen Welt die junge lebensstarke Christuslehre, dem „selbstvernichtenden Egoismus" die „siegende Entselbstung" gegenüber. Den reformatorischen Bestrebungen innerhalb des Christentums nun entspringt unseres Dichters zweites großes Epos, „Der König von Sion". (Erschienen im Dezember 1868.)

Der Held des Gedichtes ist Johann von Leyden, der Wiedertäuferfürst, aber nicht die Gestalt der Geschichte, eine freie Charaktererfindung vielmehr des Dichters, zu der ihm seine eigenen Seelenkämpfe reichlich Stoff geboten. („In Jan von Leyden habe ich mein Herz gelegt.") Dieser „Jan von Leyden" Hamerlings ist nämlich ein idealer Held „unendlichen Dranges voll in der Brust" —

— ein doppeltes Streben
Wohnt mir im Herzen, ein Drang nach dem Hohen und Rechten und Reinen,
Aber ein Drang nach dem Glücke zugleich, nach den Freuden des Lebens,
Niemals kann mir genügen ein Brüten in dumpfer Entsagung,
Aber auch niemals kann mir die Lust, die gemeine, genügen,
Die nur die Sinne berauscht und das Herz nicht höher beflügelt . . .
Tugend zu einen und Lust, das ist's, was ewig ich träume . . . .

Wie Jan von Leyden dies beginnt, das Christentum in seiner Art zu reformieren, „Tugend zu einen und Lust", das soll den konfessionellen und sozialen Kämpfern der Gegenwart, einem Anabaptismus unserer Tage, die ernste Mahnung wecken:

Groß ist die Zeit und gewaltig, doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind, wie sollen im riesigen Kampf wir
bestehen. — —

Die Darstellung von Jans tragischer Schuld und deren Konsequenzen hat Feodor Wehl zu einer Stelle in einer Besprechung des Epos veranlaßt, die — bezeichnend für unseres Dichters Seelenleben — ihn von allem, was je über ihn und seine Dichtweise geschrieben, am meisten befriedigt und erfreut hat. Diese Stelle lautet: „Hamerling trägt neben der klassischen Bildung und Form gleichsam noch den holden Wahnsinn der Romantik in sich. Seine Muse liebt ein wenig das Dunkle, Düstere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symbolische, Geheimnisvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der historischen Entwicklung der Menschheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Tränen gibt, wo die Schuld mit der reineren Überzeugung kämpft, da knüpft seine Dichtung gern an, um über alle Abgründe des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphklänge der Versöhnung ertönen und hinwegklingen zu lassen. Seine Dichtung entfaltet ihre silberglänzenden Fittiche am liebsten in der Nacht der Verzweiflung, im Sturm und Drang erschütternder Ereignisse. In der Geschichte der Wiedertäufer zu Münster ist seine wahrhaft bedeutende Begabung daher auch vollständig am Platze und wie zu Hause. Sie findet alles, was sie braucht, um sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer gestaltenden Kraft in Szene setzen zu können: die Hoffnung in den Geistern, und in allen Schichten des Volkes eine mächtige Sehnsucht nach dem Umschwunge."

Hatte sich Hamerling durch seinen „Ahasver in Rom" in die erste Reihe der modernen Poeten gestellt, — der „König von Sion" ließ ihn als epischen Schilderer und Sprachkünstler des Ruhmes Höh' erklimmen. Die Dichtung übertrifft aber auch „Ahasver in Rom" noch weit an Schönheit der Form; die gleiche Kunst der poetischen Malerei und die gleiche Beherrschung des Ausdrucks in gebundener Rede hat Hamerling weder vorher noch nachher in gleicher Höhe geboten. Prachtgemälde löst nur wieder Prachtgemälde ab — und der Hexameter tönt dem Ohre wie Orgelbraus. Aus der „düstern Nacktheit" des kälteren Nordens aber leuchtet eine gleiche „Moral voll schauerlicher Strenge" wie aus der „prunkenden Sünde der Alten". —.

Hamerling hatte im „König von Sion" unter anderm auch den Konflikt des (modernen) demokratischen Freiheitsprinzipes mit der Möglichkeit der Betätigung einer bedeutenden Individualität andeutungsweise zur Darstellung gebracht. Das bildet unmittelbar stofflich wieder die Brücke zum folgenden Werk unseres Dichters: — von der religiösen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts sich abwendend, haftet des Dichters Blick an der großen politischen Revolution des verflossenen Säkulums. Die Namen der beiden Giganten der großen französischen Revolution bilden die Titel von Hamerlings nächster Dichtung — „Danton und Robespierre" (Nov. 1870).

Der Held des Werkes und Träger der Handlung aber ist Robespierre allein. Diesmal brauchte auch der Dichter nicht zu idealisieren — Hamerlings Robespierre ist der Robespierre der Geschichte, wobei freilich aber bemerkt werden muß, daß Geschichte nicht identisch mit dem Inhalt der auf höheren und niederen Schulen üblichen Weltgeschichtslehrbücher.

Wieder ist das Werk ein Warnruf unseren Tagen. Robespierre, der Rousseauschwärmer, will des Meisters „contrat social" ins Praktische übersetzen. Mit allen Mitteln soll es geschehen. Sein und seiner Mitmenschen

Trieb nach Glück leitet ihn. Sterbend mit verwundetem Haupte aber ächzt er blutend:

. . . Schuldig bin ich — schuldig des Todes. Unfehlbar erschien ich mir selbst, und darum berechtigt, durchzusetzen mit allen Mitteln, mit allen Waffen, was ich erstrebte — Wissend teil zu haben an den Plänen der ewigen Mächte, vermeint' ich — im Einklange mich wähnend mit ihnen, glaubt' ich unerbittlich sein zu dürfen wie sie, unerbittlich wie die Natur, wie das Element. — Im Einklang auch mit deinem innersten Wesen und Streben wähnt' ich zu handeln, o Volk, und wußte nicht, daß eine tiefe Flut du bist, leicht erregt auf ihrer Oberfläche, ewig träg in ihrem Grund — ich nahm dein Blasenwerfen für Wellenschlag — auf Seifenblasen wollt' ich reiten! — Erhaben wähnt' ich mich über alle durch Einsicht — ich war's, doch auch meine Weisheit war nicht viel mehr als eitel trotziger Menschenwahn, ein Moloch, dem ich Blutopfer brachte!

Das, o Volk, ist die Summe meiner Schuld. Aber statt mich zu höhnen, zu lästern, lerne begreifen menschliches Geschick aus meinem Los — nachdenklich, bescheiden lerne verehren das unverrückbar Waltende — und nach innen wende eindringlich jeder in sich selber den Blick. Wer nicht beladen sich fühlt, in seiner Weise mit der gleichen Schuld wie ich, der trete hervor, nur der allein, und sei mein Richter! Ich irrte schwer, doch wer irrte nicht mit mir? Auf meinen Namen allein gehäuft ist nun die Schmach des allgemeinsamen Irrtums. — Kommen wird, so fürcht' ich, Geschlecht um Geschlecht und mich verdammen und doch keine Lehre ziehen für sich selbst aus dieser Verdammnis. Ein Kampf mit allen Mitteln wird auch künftig sein der Kampf der Parteien. — Gewalt und Verleumdung und Lüge, sie werden das Rüstzeug bilden erträumter Unfehlbarkeit — unbewußt wird festhalten die Menschheit den Grundsatz, den bewußt sie verabscheut: daß immer der Zweck kann heiligen die Mittel.

Man sieht, „Ahasver in Rom", „Der König von Sion", „Danton und Robespierre" bilden innerlich dem Wesen nach eine Art dichterische Trilogie: das sterbende Altertum, die keimende Neuzeit und die gärende Gegenwart — in Hauptvertretern der Menschheitsgeschichte geben diese drei Dichtungen einen Reflex der unendlichen

Sehnsucht der Menschenseele, als blutig leuchtende Fanale warnend zeigend die ganze Tragik irrend gescheiterten Lebens und Strebens. Aber während mit „Ahasver in Rom" und „Der König von Sion" Hamerling so stolz den Pfad des Epos betreten, gibt er dem dritten Teile dieses trilogischen Gesamtwerkes die Form des Dramas. „Danton und Robespierre" ist nämlich kein Epos — es ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, und zwar ein Drama, das nach des Dichters eigenem Geständnisse geschrieben im lebendigen Hinblick auf die Bühne. Aber die Dichtung hat lange eine Gesamtaufführung nicht erlebt — und als aus Anlaß der Grazer Hamerling-Denkmalsenthüllung (Mai 1904) die Dichtung in einer von Bruno Sturm (Burghard Breitner) geschickt besorgten Bearbeitung auf der Bühne des Grazer Stadttheaters erschien, da erzielte das Werk einen vornehmen Achtungserfolg, erlebte aber keine Wiederholung: — die Fülle tiefster Ideen, die verwoben in diesem Werke nicht anders wie im Geschwisterpaar der beiden Epen, vermag nur Lesung, aufmerksamste Lesung, völlig zu empfinden.

„Danton und Robespierre" war zu einer Zeit erschienen, „wo der elektrische Draht täglich die Erfindungsgabe aller Poeten beschämte", „wo das Frankreich Robespierres beinahe vorsintflutlich erschien".

Große politische Dinge hatten sich seit Mitte der sechziger Jahre in Deutschland vollzogen.

Hamerling hing mit ganzer Seele an seinem Volke.

Er kämpfte rastlos für den Gedanken der deutschen Einheit.

Unterm 24. Juli 1866 — wenige Tage nach der Schlacht bei Königgrätz — richtete er folgenden merkwürdigen Brief an seinen Triester Lehramtskollegen Dr. Franz Raab: „Ich teile ganz Ihre Ansicht, daß sich für Deutschland wichtige Dinge vorbereiten, und wenn aus Ihren Zeilen hervorgeht, daß Ihnen der Gedanke, Deutschland werde sich die Suprematie Preußens gefallen lassen müssen, nicht ferne liegt, so muß ich gestehen, daß eben dieser Gedanke schon vor dem gegen-

wärtigen Kriege meine Überzeugung gewesen ist. Glücklicherweise hat sich jetzt herausgestellt, daß es den Preußen wenigstens an der Kriegstüchtigkeit nicht fehlt, um Deutschland zu führen und nach außen im Notfall kräftig zu vertreten. Um Dauerndes zu begründen, gehört aber freilich noch dazu, daß sie verstehen, moralische Eroberungen zu machen. Verstehen sie das nicht, so steht es schlimm um Deutschland und seine Einheit, deren Zustandekommen nun einmal ganz und gar vom vernünftigen Verhalten des zur Suprematie berufenen Stammes abhängt. Daß wir Deutschösterreicher für jetzt aus Deutschland ausgeschieden werden sollen, ist sehr schlimm, aber wenn die Ausscheidung Österreichs aus dem Bunde den österreichisch-preußischen Zwiespalt, der Deutschland bisher getrennt hat und immer trennen würde, wirklich ausgleicht und es dem übrigen Deutschland möglich macht, sich zu konsolidieren, so mögen wir uns patriotisch über eine Maßregel trösten, die doch auf jeden Fall nur provisorisch ist. An das konsolidierte Deutschland werden sich die deutschen Provinzen Österreichs gewiß wieder anschließen wollen und der Volkswille wird entscheidend sein, besonders wenn einmal ein deutsches Parlament versammelt ist und die Nation selbst die Angelegenheit in die Hand nimmt. Hauptsache ist, daß die deutsche Bewegung einmal in Gang kommt; die gegenwärtigen Friedensstipulationen der Diplomaten haben nur eine vorübergehende Bedeutung . . ."

So Hamerling 1866.

Drei Jahre später in einem Prolog für ein Konzert zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen (8. März 1868) äußert er weiter:

Noch geschieht's, daß Verblendung in Tat und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

Ein Jahr darauf schließt er einen Prolog zur Grazer Arndtfeier am 26. Dezember 1869 mit folgenden Strophen:

Er war's, er war's, der alte Arndt,
Der da sang dem noch zagen Geschlechte:
„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte."

Und er auch war es, der alte Arndt,
Der erhub im Lied die Frage:
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Wir singen es alle Tage — —

Wir singen es alle Tage noch,
Wir erröten, so oft wir's singen:
Der Schatten des Sängers kommt nicht zur Ruh,
Bis die fragenden Worte verklingen.

Der Schatten des Sängers — so manches Jahr
Umirrt er die Ufer des Rheines
Mit Trauer und Zorn — doch sinnend sitzt
Er jetzt am Ufer des Maines — —

Er sinnt und sitzt und spricht zu sich:
„Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der sie erröten, erbleichen."

„Verklinge mein Lied, bald kehr ich heim
Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meeres
Den ewigen Schlummer zu suchen."

Und 1870 dringt's ihm elementar aus der Seele:

O deutsches Volk! Wie liebtest du zu hadern,
Dich zu befehden sonst in blinder Wut!
Zusammenquollst aus allen deutschen Adern
Du nun versöhnt in eine Purpurflut.
Im Lagerzelt, in dumpfen Lazaretten,
Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
Und siegesfroh begrüßt in Todesnöten
Sein brechend Aug' ein einig Vaterland.

Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gericht, im Schwertgeklirr,
Im Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden,
Uralter Zwietracht Wortgezänk. — Und wir?
Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral" war Öst'reichs Hand und Öst'reichs Erz —
Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutsch-Österreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als der Entscheidung Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug,
Als sich in Siegesfreude, Todesnöten,
Verjüngt das deutsche Volk, das Deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten,
Deutsch-Österreich war mitten unter euch.

Der wackre Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
Bei Gott, der Stamm ist kein Thumelikus!
Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert,
Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruß.
Nicht ist's der erste, welcher heut der Grenzen
In Treue spottet — und, so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
Es wird nicht unsrer Grüße letzter sein.

Und diese Strophen aus einem Prologe, den Hamerling 1870 für eine Grazer Studentenakademie zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger schrieb — „sie gingen, wie sie von Herzen gegangen waren, als der entsprechendste Ausdruck für das damalige Empfinden des deutschen Österreichers auch allerorts in Deutschland begeistert zu Herzen".

Als Festspiel aber zur Begründung der deutschen Einheit sollte das dramatische Scherzspiel „Teut" (April 1872) gelten — ein satirischer Rückblick auf die Vergangenheit, zugleich aber auch eine Mahnung für die Zukunft, u. a. ein

getreues Bild deutscher Zustände, die — hoffen wir es zuversichtlich — nunmehr für immer gewesen. —

Bereits kurze Zeit nach Erscheinen des „Ahasver in Rom" hatte ein Komponist mit Hamerling Unterhandlung eröffnet bezüglich Lieferung eines Operntextes. Die Verhandlungen führten aber zu keinem Ergebnisse. Seit „Der König von Sion" erschienen, wiederholte sich dasselbe von seiten anderer Musikkünstler, doch immer mit dem gleichen negativen Erfolge für sie. Da versuchte es der begabte Komponist aus der Wagner-Liszt-Schule Adalbert von Goldschmidt, unseren Dichter zu bewegen, ihm einen Text für ein zwischen Oratorium und Musikdrama die Mitte haltendes Tonwerk zu liefern. „Es sollte sich darin um einen Kampf der Geister des Lichtes und der Finsternis handeln; der Sänger sollte als Vorkämpfer des Lichtprinzips erscheinen und den endlichen Sieg desselben entscheiden." „Ich fühlte, daß etwas in mir dieser Idee lebhaft entgegenkam, und sogleich tauchte der Gedanke in mir auf, die abstrakte und farblose Allegorie dadurch mit einem kräftigen Leben zu durchdringen, daß als Geister der Finsternis die sieben Todsünden in anschaulichen Bildern ihrer Wirksamkeit eingeführt würden . . ." So entstand unseres Dichters nächstes Werk „Die sieben Todsünden", ein demnach „auf Bestellung" geliefertes Werk, aber nichtsdestoweniger ein, wenn auch umfangkleineres, so aber doch metall-gleiches Glied in der ehernen Kette der Entwicklungsgeschichte Hamerlings... Machtlos liegen die Menschen den Dämonen zu Füßen, allen voran dem Dämon der Trägheit. Aber der Götterfunke vermag auch unter der Asche nicht völlig zu ersticken —: die Sehnsucht ruft den Sänger. Und das Lied des Sängers facht den Funken an zu loderndhellem Brand und ein neuer Tag bricht heran, verklärt durch die Sonne der Liebe:

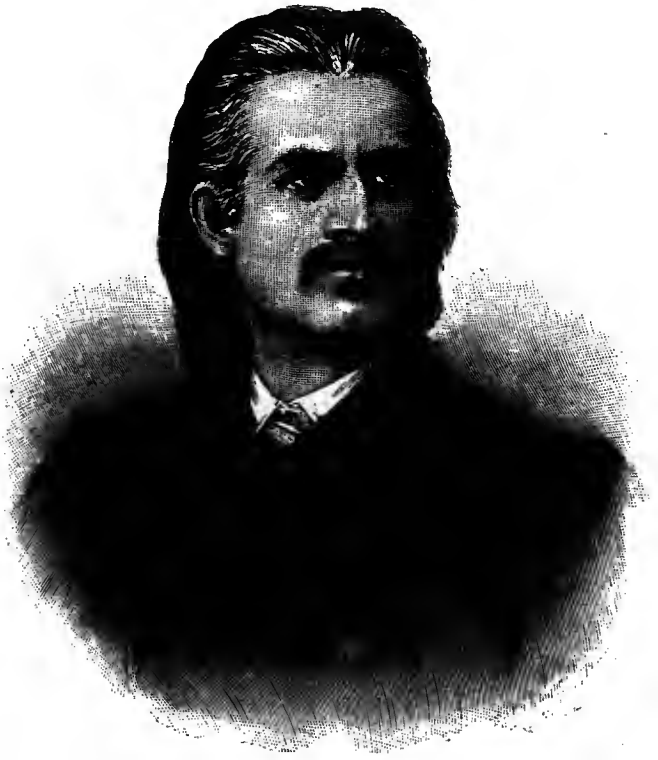
— Von Bergen zu Bergen, von Sternen zu Sternen
Tanzet der Strahl: Und er sinkt in die Seelen
Und waltet als Wahrheit und entfaltet die Schwingen

Und flattert als Freiheit in stürmendem Aufschwung
Von Pole zu Pol — und bändigt sich selber,
Von keinem gebändigt, mit Banden des Maßes,
Und schimmert als Schönheit und glänzet als Güte —
Und suchet sich selber, und findet sich selber
Mit brünstiger Andacht im Reigen der Brüder,
Im Reigen des Lebens, und nennt sich Liebe,
Die ewig Geschiedenes ewig umschlingt . . . .

„Die sieben Todsünden" erschienen als selbständige Dichtung Oktober 1872 und fanden von seiten der Kritik wohlwollendsten Beifall; gleichzeitig („als Manuskript gedruckt") erschien die Dichtung als Textbuch beträchtlich gekürzt. In der Tat als Beweis, wie selbständig unser Dichter die ihm vom Komponisten zuteil gewordene Anregung dichterisch ausgestaltet, mag gelten, daß der Komponist nach Fertigstellung des Gedichts für seinen Zweck das Gebotene beträchtlich kürzen mußte, so daß man ohne Übertreibung sagen kann, Goldschmidt habe in seinem Tonwerke nur die Komposition einzelner Verse Hamerlings geboten. (Hamerling hat übrigens diese Verstümmlung seiner Dichtung tief bedauert.) Nichtsdestoweniger aber fand die Komposition bei ihrer wiederholten Aufführung auf den hervorragendsten Opernbühnen Europas rauschenden Beifall und trug bei solcher Gelegenheit dann nicht bloß dem Musikkünstler, sondern auch unserem Dichter, trotz des gekürzten Librettos, stets reiche Anerkennung ein.

„Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitskultus die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeistern sollen!" Jetzt endlich, nachdem „Die sieben Todsünden" zu Papier gebracht, läßt unser Dichter (nach jahrelangen Vorstudien) dieses längst geplante Werk zur Tat werden. In der Geschichte Athens zur Zeit des Olympiers — das leuchtende Bild der schönen Aspasia, „mit ihrer Kohorte von Helden, Weisen, Dichtern und Künstlern" als Mittelpunkt — soll unseren Tagen als Trost und Aufmunterung schönheitbeseeltes, den Schmerz der Sehnsucht also

idealstillendes Menschentum gezeigt werden. Dezember 1875 erscheint das Werk, der dreibändige Roman „Aspasia", die Apologie der Schönheit, zur „inferno"-gleichen Trilogie „Ahasver in Rom — Der König von Sion — Danton und Robespierre" das direkte „paradiso"-ähnliche Gegenstück.



Hamerlings Porträt aus 1873.
(Nach einer Photographie von J. B. Rottmayr & Comp. in Graz.)

Aber wie in den meisten von Hamerlings Dichtungen ein Gegensatz von Typen ein charakteristischer Grundzug, der aus unseres Dichters innerster Natur und eigenem Seelenleben entspringt (dieser Grundzug ist der Wirkung der Dichtungen keineswegs günstig!) — so auch hier in diesem Bilde eines Mustergemeinwesens. Wie dem genießenden Nero entgegenstand der todessehnende Kain-Ahasver, dem schönheits-

durstigen Jan von Leyden der ernste Matthisson, dem düsteren Fanatiker Robespierre der heitere Lebemann Danton — so steht Aspasia entgegen Perikles und der Wahrheitssucher Sokrates — entgegen dem Schönen das Gute, das sich losgelöst aus dem Kreise der Schönheit. Und dieses Gute siegt, und die Welt der Schönheit geht damit zu Grabe. Aber das Ideal hellenischer Schönheit bleibt. „Aus den Trümmern des Vergänglichen erhob sich im Hellenenland ein Unvergängliches, siegreich in ewiger Heitre. Und es schien zu sagen: ‚Erhaben bin ich über das wechselnde Los der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen'. Nach dem Guten und nach dem Schönen trachten die Völker. Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber das Schöne" . . . „Ich schilderte" — äußerte Hamerling zu seinem Freunde Fritz Lemmermayer — „das Griechentum nach allen Seiten hin in seinem Aufgang, seiner Blüte, seinem Niedergang. Die ‚Aspasia' ist mir die Repräsentantin des griechischen Geistes. Sie allein bleibt unverändert, sie allein lebt dem Schönen. Perikles wird darin irre; er nähert sich dem Guten, indem er dem Schönen abtrünnig wird. Damit beginnt der Verfall der griechischen Welt. Auch in Sokrates offenbart sich dieser Verfall, hier hört das Schöne auf und beginnt das Gute. Das Griechentum verfällt. Und so zeigte ich, wie die Menschen an Idealen hängen, die sich im Leben nicht durchführen lassen, und endlich daran scheitern. Im Griechentum zeigte ich das im Roman ‚Aspasia', im Mittelalter im ‚König von Sion' und in der Neuzeit in ‚Danton und Robespierre'. Und so will ich die Menschen warnen, eine eigentliche Tendenz ist meinen Werken nicht angehängt. Die Menschen werden sich unausführbare Ideale bauen, werden danach jagen und daran zugrunde gehen, so lange fort, bis dereinst das Weltgebäude zerschellt."

Prälat Hülskamp äußerte nach Erscheinen des Romans im Münsterschen „Literarischen Handweiser", daß Hamerling eine so entzückende Prosa schreibe, daß man wünschen möchte, der Dichter hätte immer nur in Prosa gedichtet. Dazu der echt antike Gehalt, der die Dichtung hoch hebt selbst über die antiquarischen Romane Wielands — von den Dutzendromanen historischen Inhalts aus dem Kreise der sogenannten Professorenromane ganz zu geschweigen — und man wird freudig einer Kritik recht geben, die das Werk ein Kunstwerk nannte, „edel und marmorschön wie eben nur eine der Bildhauergestalten im geschilderten perikleischen Athen". Und diese Dichtung Robert Hamerlings, die ihrem Schöpfer gemach den Ehrentitel „Sänger des ‚Ahasver'" in „Dichter der ‚Aspasia'" verwandelte — sie ward unmittelbar nach Erscheinen von der gesamten Wiener Presse (der edle Laurenz Müllner im „Vaterland" ausgenommen) mit Schimpf beworfen wie mit faulen Eiern. Einer dieser Kritiker — es war Seligmann Heller — hatte sogar die Stirne — wortwörtlich drucken zu lassen, daß sich „in allen drei Bänden nicht eine einzige gute Idee befinde". Es ward in Wien eine Hetzjagd angestellt gegen den Dichter und sein Werk. Der Fall ist typisch — darum hier die Erwähnung.

Diese anfängliche Beurteilung „Aspasias" in seinem Vaterlande mochte aber auf den Dichter ähnlich gewirkt haben, wie der Erfolg von „Weh' dem, der lügt", auf den Dichter der „Ahnfrau". Zwar redigierte Hamerling Ende der siebziger Jahre eine lyrische Anthologie zu Blumenaquarellen von Friederike Bremer („Das Blumenjahr in Bild und Lied", Frankfurt, Waldmann 1880); mit einem selbständigen Werke aber trat er erst geraume Zeit nach Erscheinen von „Aspasia" hervor; erst fünf Jahre nach Veröffentlichung des Romans edierte unser Dichter ein neues Werk: Anfang 1880 erschien das Lustspiel in fünf Aufzügen „Lord Luzifer". Das Werk humoristisch-satirischen Gehalts, „das einen diabolischen Charakter an sich trägt, nach der Art Byrons", charakterisiert die moderne

Gesellschaft. Darin liegt der Hauptwert des geistgesättigten Stückes, das, obgleich ein „echter" Hamerling, d. h. ein Hohes-lied auf reine wahre Liebe, vom dramatischen Stand-punkt als Lustspiel betrachtet, als das verhältnismäßig schwächste der Werke unseres Dichters bezeichnet werden muß. Eduard v. Hartmann äußerte sich nach Erscheinen Lord Luzifers brieflich zu Hamerling: „Die Idee ist sehr hübsch, doch muß ich gestehen, daß ich gegen ein Leselustspiel noch größere prinzipielle Bedenken hege, als gegen ein Lese-trauerspiel, und daß ich eine novellistische Ausführung des Stoffes lieber gesehen hätte . . . Die schon längst gehegte Überzeugung, daß Sie bei weitem der bedeutendste Dichter unter den lebenden sind, befestigt sich mir immer mehr, wenn-gleich bei Ihnen wie bei Goethe eine ziemliche Ungleichwertig-keit des dichterischen Schaffens nicht zu verkennen ist . . ." „Lord Luzifer" ist denn auch niemals aufgeführt worden, während beim Revolutionsdrama doch wenigstens der Versuch gemacht wurde und „Teut" ebenfalls einmal als Studenten-wohltätigkeitsvorstellung am Wiener Kaiser-Jubiläumsstadt-theater über die Bretter ging. Hamerling hat also von der Bühne herab soviel wie nicht gesprochen. Vielleicht mag es aber hier interessieren, daß man versucht hat — „Ahasver in Rom" für die Bühne zu gewinnen. Unter Zugrundele-legung des Epos schuf ein gewandter Dramaturg ein Theater-stück — „Ahasver in Rom, Drama in fünf Akten, Dichtung von Robert Hamerling, für die Bühne bearbeitet von Ju-lius Horst" (1900), und unter (freilich nur äußerem) Erfolg ging diese merkwürdige (auch gedruckt vorliegende) Bearbeitung mehrere Male an einem Hamburger Theater in Szene. —

„. . . Wäre zärtlichen Herzen etwas Teureres ersonnen worden, als die . . . Liebesfabel von Eros und Psyche?", läßt Hamerling Aspasien in der Zeit ihres ionischen Honig-monds Perikles fragen. Schon seit der Zeit der Entstehung der „Aspasia" beschäftigte sich unser Dichter mit dem Plane einer Neudichtung des lieblichen apulejischen Märchens. Da

ließ die Anregung des Leipziger Kunstverlagshändlers Adolf Tietze mit einem Male den Plan zur Wirklichkeit reifen. Unser Dichter schrieb Herbst 1881 die Dichtung „Amor und Psyche" und — wie sollte es anders sein bei Hamerling und einem hellenisch-heitern Stoff der Liebe — verpflanzte mit ihr in der Tat ein poesieduftgesättigtes Kephissostalveilchen auf den Gipfel des deutschen Parnaß. Paul Thumann aber komponierte nach Einsichtnahme des Manuskriptes eine Reihe von Illustrationen, die edel-schön und wahrhaft ideal gehalten sind, in deren Verein die Dichtung im nächsten Jahre (1882) erschien. Und ein einstimmiger Bravoruf erscholl dem Dichter und dem Künstler allerorts entgegen, ein so einstimmiger, daß Hamerling in seinen „Stationen" zur Verteidigung seines Werkes tatsächlich nichts zu sagen blieb. Das Werk schließt: — ein Töchterlein entsprießt Amors

Ehebunde mit der holden Psyche.
Minneluſt geheißen war das Mägdlein,
Und ihr Wesen war die seelenhafte,
Die verklärte, hohe Liebeswonne
Himmelsluſt, gemiſcht mit Sinnenfreude,
Aller Erdenwonne höchſte, ſchönſte,
Und zur Mittlerin, wie ihr Erzeuger,
Ward das Töchterlein für Erd' und Himmel.
Führet himmelan die Seele jener,
Bringt den Himmel ſie herab zur Erde.
So geſchieht's, daß, ob auch, ach, nur flüchtig,
Ob auch nur für irdiſch kurze Tage
Sel'ger als die Götter oft die Menſchen:
Denn im Himmel ſind die ſel'gen Götter,
Doch in ſel'gen Menſchen iſt der Himmel,
Iſt der Himmel ſelbſt mit allen Göttern.

Es mag intereſſieren, daß Hamerling die letzten vier dieſer inhaltsſchweren Verſe mit kleiner Modulation in der erſten Zeile in den letzten Jahren ſeines Lebens ſchier ausſchließlich als Stammbuchvers oder bei Erfüllung von Autographenerſuchen zu verwenden pflegte.

Jetzt nach Veröffentlichung von „Amor und Psyche" gediehen in unserem Dichter weiter die Entwürfe zweier Hauptwerke, deren aufsprossende Keime er schon seit Jahren in seiner Seele gefühlt und deren einen er zu einer poetischen Kritik der modernen Gesittung — „Homunkulus" — den andern aber zu einer wissenschaftlichen Kritik der modernen Erkenntnis — „Die Atomistik des Willens" — auszugestalten trachtete. Aber während diese beiden Entwürfe lebendiger als je in ihm arbeiteten, glaubte unser Dichter auch, daß es Zeit sei, „nach zwei Seiten hin eine Epoche seiner literarischen Tätigkeit abzuschließen und die Ernte derselben dem Publikum vorzulegen". Zahlreich waren die prosaischen Aufsätze, die seit Jahren Hamerling in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hatte — ebenso zahlreich die lyrischen Gedichte, die seit Veröffentlichung der zweiten Auflage von „Sinnen und Minnen" entstanden waren. So bot er dem Publikum gesammelt einen Teil seiner Prosaaufsätze unter dem Titel: Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien" (2 Bände, Frühjahr 1884) und eine Sammlung seiner neueren Gedichte, betitelt: „Blätter im Winde" (November 1886) — zur Ergänzung der „Prosa" aber noch aus verschiedenen Zeiten stammende Übersetzungen aus der poetischen und Prosaliteratur des modernen Italiens unter dem Titel: „Hesperische Früchte" (erschienen als Bestandteil der Salonbibliothek von K. Prochaska in Teschen im Frühjahr 1884). Es konnte aber der den Prosaübersetzungen gegenüber freilich umfangkleinere Teil dieser „hesperischen Früchte" auch als Pendant gelten zu einer früheren poetischen Übersetzung unseres Dichters aus dem Italienischen: Hamerling hatte nämlich zirka zwanzig Jahre vorher eine Übersetzung von „Leopardis Gedichten" (Hildburghausen 1865) veröffentlicht. Und dieser Übersetzung der Verse Leopardis reihten sich jetzt an mustergültig übersetzte Verse von Giusti, Carducci, Stechetti, Amicis. Hamerling aber war nicht bloß ein vorzüglicher Meister in Beherrschung des Italienischen,

sondern — es schickt sich dies hier passend anzufügen — auch ein ausgezeichneter Kenner der modernen italienischen Literatur. So bearbeitete er für die dritte Auflage des Meyerschen Konversationslexikons und die sämtlichen Nachträge, sowie für Bornmüllers Schriftstellerlexikon der Gegenwart die Biographien der italienischen Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts.

Erwähnt mag sein, daß Hamerling seiner Prosasammlung auch die kleinere Novelle „Die Waldsängerin" einverleibte (zunächst veröffentlicht in der „Deutschen Revue", dann als selbständiges Büchlein, Berlin, Janke 1881). Das Werkchen ist die künstlerische Ausgestaltung eines persönlichen Erlebnisses und es wird vielleicht weitere Kreise gegenwärtig interessieren, daß für das äußere Wesen des in dieser Novelle geschilderten jungen Musikers Othenio — Dr. Wilhelm Kienzl, der nachmalige Komponist des „Evangelimann", Hamerling Vorbild gewesen.

Hamerlings „Blätter im Winde" sind „lyrische Merkzeichen, nicht bloß seines inneren und innersten Lebens, das sich zum Teil nur in dieser idealen Form verraten durfte, sondern auch seiner Beziehungen und Stellungnahme zu den Kämpfen und Ereignissen der Zeit". Es ist der gereifte Mann mit dem ernsten welterfahrenen Dichterherzen, der jetzt die Harfe in diesem „Tagebuch in Versen" rührt:

Was wollen denn immer die Lilien, die bleichen,
In deinen Liedern
Und die Schwäne, die weißen?
Was will der Mondesglanz
Und die ewigen Tränen
Der Sehnsucht und die abgedroschenen Rätselfragen
Des Lebens und des Glücks?
Ist unbewußt dir,
Daß über solche Dinge der Kritikaster
Gift speit
Und hinter der Bierkanne hervor
Gebieterisch

Für neue Zeit auch neuen Gesang heischt?
Mag andern werden der Kranz, Freund!
Nur dieses wisse: Ob alle Lilien ausreuten
Und alle Schwäne würgen die Kritikaster,
Nie werden sie wegspotten
Aus den Blättern der Dichtung
Den urältesten,
Ehrwürdigsten Stoff der Poeten,
Die vielgescholtene, die gegenstandlose,
Die hohe Sehnsucht.
Immer wieder werden erklingen
Die zarten Klagelaute
Einsamer Seelen, die eng,
Doch rein und hoch
Des Lebens Horizont umschließt . . .

So das gewichtigste der „Präludien" in diesem Gedichtenbuche. Doch fehlt es leider in der Sammlung nicht auch an arg pessimistischen Seufzern, deren etliche geradezu peinigende Wirkung üben. „Die unbefriedigte Sehnsucht" — betont Dr. Ernst Gnad — „ist zwar ein gewaltiger Flügel für Hamerlings dichterisches Schaffen, allein sie gibt seinem Wirken zugleich etwas Unruhiges und nicht genügend Abgeklärtes." Dr. Heinrich Schierbaum, der jüngste geistvolle Beurteiler Hamerlings, präzisiert diesen Gedanken sogar so weit: „. . . meines Erachtens ist es Hamerling nicht gelungen — trotz des kühnen Fluges in die idealen Höhen seiner philosophischen Ideen — Idealismus und Realismus harmonisch zu vereinen, wie es in seiner Absicht lag. Das Endresultat neigt auf die Seite einer negierenden Weltanschauung . . ." Gedichte der Sammlung, wie z. B. nur das eine unsäglich-trostlose „Ob wir in die Kirche gehen . . ." scheinen Schierbaum recht zu geben. Auch in unseres Dichters lyrischem Nachlasse finden sich bezügliche Stücke, die sich ausnehmen schier wie eine Bankrotterklärung optimistisch-idealer Weltanschauung.

Daß Hamerling auch nach Erscheinen von „Teut" dem nationalen Gebiete bis an sein Lebensende treu geblieben —

braucht nicht erst besonders betont zu werden. Zahlreich sind die bezüglichen kleineren Gedichte, die er nach 1870 schuf und die sich gesammelt eben in dieser Gedichtesammlung („Blätter im Winde") finden. So finden sich hier seine gewaltigen Strophen „An das deutsche Volk anläßlich des 70. Geburtstages des Fürsten Bismarck" oder „Das deutsche Lied in Österreich", oder sein Lied „An die Franzosen, als sie zu Paris 1884 vor dem Bildnisse Straßburgs eine deutsche Fahne verbrannten", — ein innerster Erregung entsprungenes Gedicht:

. . Mögt ihr an die Rache glauben
Und an künft'ger Siege Kranz,
Hoffet nicht zurückzurauben
Eine Scholle deutschen Lands.
Mögt ihr schwärmen auch wie Raben
Um ein Elsaß-Standbild her,
Straßburg werdet ihr nicht haben,
Straßburg nimmermehr. . .

Oder sein oft komponierter „Deutscher Festgesang", oder sein — national-erzieherisch Bände aufwiegender — „sybillinischer Spruch" u. v. a. Diese kleineren nationalen Poesien Hamerlings zählen überhaupt zu dem besten, was die politische Lyrik Deutsch-Österreichs aufzuweisen hat. Sie haben aber auch Hamerling Beifall eingebracht, so reichlichen Beifall, daß der Dichter selbst einmal im Gespräche zu seinem Freunde Rosegger seiner Verwunderung Ausdruck gab, daß ihm ein paar nationale Gelegenheitsgedichte mehr Beifall verschafft als seine größeren Werke zusammen. „Ja, lieber Freund," so äußerte damals Hamerling, „die Leute sind drollig, denken Sie, meine größeren Werke zusammen haben mir nicht soviel Beifall eingebracht, als ein paar nationale Gelegenheitsgedichte, die ich in letzterer Zeit verfaßt habe. Daraus ersieht man, wie leicht es für uns wäre, die Gunst der Zeitgenossen zu erlangen." Wir vermögen diese Äußerung Hamerlings nicht zu unterdrücken, wie es uns gerade

bei Erwähnung der politischen Lyrik Hamerlings zu betonen nötig scheint, daß Hamerling als Dichter hoch stand über allen politischen Parteien der Gegenwart. „Es gibt," äußerte Hamerling zu Rosegger bei der gleichen Gelegenheit, wo er seiner Verwunderung über die ihm übertrieben erscheinende Bewunderung seiner nationalen Gelegenheitspoesie Ausdruck gab, „es gibt im Parteileben kein Recht, keine Ehrlichkeit, kein Sittengesetz. Wir Poeten gehören zu der Gruppe der Parteilosen, und sollte sich auch diese Gruppe einmal zu einer Partei der Parteilosen verknöchern, so müßten wir auch sofort gegen sie Partei ergreifen. Der Pegasus im Parteijoche ist ein ganz gewöhnliches Pferd." „Ob die Poeten die Parteien ignorieren, ihnen nicht manchmal ein deutsches Wort sagen sollten" — war Roseggers Entgegnung. „Das kann uns niemand verbieten," antwortete Hamerling, „ich habe eins im Köcher. Warten Sie, bis mein ‚Homunkulus' erschienen sein wird."

Herbst 1887 erschien diese Dichtung — als das eine jener zwei Werke, mit deren beider Plan, wie wir bereits gehört, Hamerling sich so lange beschäftigte. „Homunkulus" war von den zwei Plänen die Ausgestaltung der poetischen Kritik unserer modernen Gesittung!

Unsere Zeit ist — und wir denken da besonders des „Schwanenliedes der Romantik" — eine gemütlose, seelenlose Epoche der Geschichte der Menschheit. Kann die Gestalt des Homunkulus, eines rein materiell konstruierten Lebewesens ohne Seele nicht als das richtige Zentrum unserer Tage angesehen werden? Als Mittelpunkt, Vertreter, Prophet der Gegenwart, erscheint das Retorteweſen in Hamerlings großer Dichtung — aber Hohlspiegel sind's, die der Ethiker jetzt als Satiriker den Strömungen und den Parteien des Tages vors Antlitz hält.

Es ist bei allem Humor, der das Werk durchweht, eine sehr ernste Lektüre, diese poetische Kritik unserer trostlosen modernen Gesittung. Aber der erlösende Lichtstrahl fehlt nicht: die Liebe. Allgewaltig ist die Liebe. Das Werk der

Weltverneinung scheitert an dem „Frevel" eines „blöden" Liebespaares, Eldo und Dora:

Die nach langer, langer Trennung
Just an diesem Schicksalstag
Durch des Zufalls Gunst und Fügung
Unverhofft sich wiedersahn.

die,

. . . die Finsternis verlockte,
Sich zu küssen — weltvergessen —

Und die Liebe wird es sein, die die heiligen Mächte des Gemütes in kommenden Tagen zu neuem Leben wird wecken. Nachdem der Homunkel der Welt den Rücken gekehrt für immer, durchrast er, in stiller Einsamkeit zum „Übermenschen" gereift, ein gigantischer Ahasver des Weltraumes, in seiner Riesenluftarche das Blau des Himmels; da späht er sinnend:

Einst auf seinem Weltenfluge
Aus der Sternwelt in die Tiefe
Nach der Heimat, draus er stammte,
Nach der einst vertrauten Erde.
Sie erschien — o Wunder! — leuchtend
Als ein schöner heller Stern ihm,
Als ein Stern voll wundersamen
Glanzes und sein Zauberfernrohr,
Das ihm greifbar schier stets nahe
Brachte selbst das Allerfernste,
Ließ in seiner vollen Reinheit,
Ließ in seiner lautern Schönheit
Ihn das Erdental betrachten
Wie von eines Berges Gipfel.
O wie schien es ihm verwandelt!
Welcher Reiz, o welcher Zauber!
Funkelnder Demant bedünkt ihn
Nun des Eispols Kronenschimmer.
Blitzend strahlt des Wüstensandes
Gelber, goldner Riesengürtel,

Flüssiger Saphir erscheint ihm
Nun das Meer, Smaragd die Fluren
Und es schlingt als Heiligenschein sich
Um der Erde Stirn das Nordlicht!
Wälder, Auen, Hügel sieht er
Ruhn in heiterm Sonnenscheine,
Sieht beglückte frohe Menschen
Trauben keltern, Früchte pflücken,
Sieht auf Triften muntre Hirten
Singen und Schalmeien blasen,
Sieht in Hainen Liebespaare,
Sieht die Kinder selig gaukeln
Oder ruhn am Mutterbusen,
Sieht auf goldnen Saatgefilden
Eldo stehn und Dora lächelnd
Glückumstrahlt, ein Bild der Urkraft
Vollbeseelten Menschentums,
Das im Wandel der Geschlechter,
Ob umdunkelt auch, umdüstert,
Sich behaupten wird aufs neu stets
Bis ans Ende aller Tage.
Helden sieht er, Streiter, Dulder,
Die, nach hohen Idealen
Ringend, freudig selbst sich opfern;
Helden sieht er freier Forschung,
Schleierloser Wahrheit — Helden
Der Erkenntnis, die mit reinem
Aug' der Isis Schleier heben,
Und bei welchen Licht im Haupte
Sich mit Wärme paart im Herzen —
Schöpferische edle Geister
Sieht er, welche auf sich schwingen,
Schönheitstrunken, ohne Luftball
In die höchsten Regionen . . .

Mit dieser optimistisch-klaren Verheißung verzittert versöhnend das Werk, in dem wir das Höchste und Beste besitzen, das uns Hamerlings Genius gegeben. Wohl vermissen wir freilich das virtuose Bunt der Schilderungen und das wun-

dervolle Sprachgewand, wie solche das prunkvolle Charakteristikon der beiden großen Epen — aber gerade dieser Mangel ist der Vorzug. Ist in den großen Epen der Wein der Ethik stark vermischt mit oft schier sinnbetäubendem Haschisch: — der „Homunkulus" ist völlig frei von solcher — erzieherischem Wert nicht ungefährlichen — Form. Wirft zudem in den Epen das Gedankliche oft gaukelnde Schatten, welche eine lichtvolle Wirkung beeinträchtigen (ein Hamerling freundlicher Kritiker betont z. B., „Hamerlings Nero wisse nicht, was er wolle, ebensowenig wie Jan von Leyden"), so ist hier die Philosophie bei höchster Tiefe völlig klar, licht und konsequent, nicht wie so häufig in früheren Werken schwankend zwischen hell und dunkel, ausgestaltend sich vielmehr im „Homunkulus" zum ungeschminktesten, deutlichsten, geharnischesten Protest gegen die beiden Grundübel der Zeit: Materialismus und Pessimismus . . .

Lange vermochte das Werk von Seite der Kritik nicht jene Beurteilung zu erfahren, die es verdiente. Das Auge so vieler Kritiker sah im achten Gesange des Werkes nur eine Bereicherung polemischer Tagesliteratur und hat auf Grund dieser vorgefaßten Meinung schlechthin über das ganze Werk den Stab gebrochen. Gegenwärtig ist es besser geworden. Der Antisemitismus, der noch vor wenig Jahren (speziell in Österreich) allmächtig gewesen, beginnt gemach zu schwinden, die Kritik wird objektiver und haftet nicht mehr an jenem einen Gesange, und schon sehen wir tatsächlich die Zeit kommen, wo man Hamerling nicht mehr grüßen wird als Dichter des „Ahasver in Rom" und der „Aspasia" — sondern verherrlichen wird als „Schöpfer des Homunkulus". —

Sommer 1883 hatte Hamerling in der Zeitschrift seines Freundes Rosegger — „Heimgarten" — einen Aufsatz „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft" veröffentlicht. Der Aufsatz fand in der Hamerlinggemeinde warmen Beifall. Das veranlaßte unseren Dichter, mit den Erinnerungen aus seinem Leben im „Heimgarten" allmählich fortzufahren. 1888 veröffentlichte er erst den letzten Abschnitt und Mai 1889 er-

schien die Lebensbeschreibung als Buch, „Stationen meiner Lebenspilgerschaft".

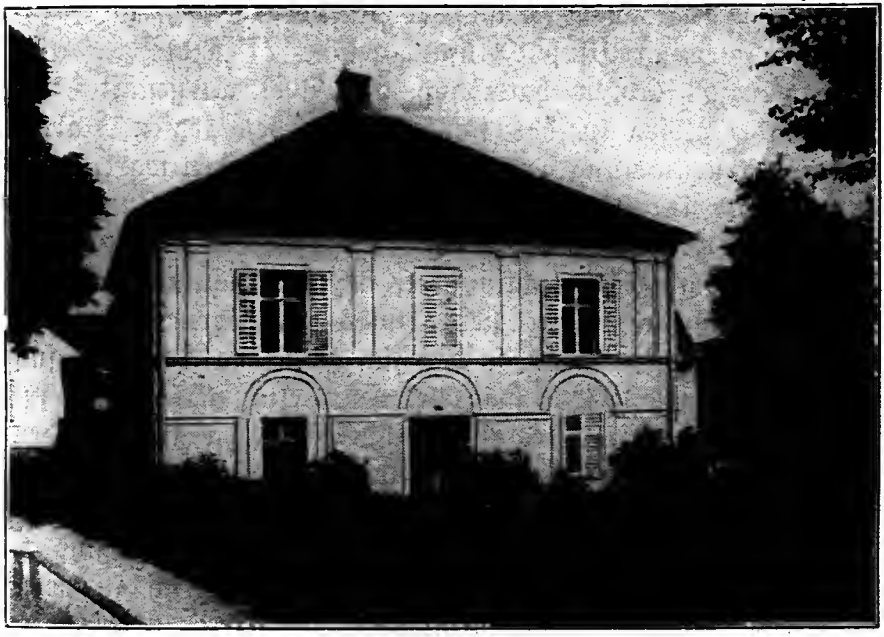
„Hamerlings ‚Stationen'", kommentiert Rosegger, der wie kein anderer persönlich Hamerling nahestand, „ist das wertvollste Dokument seines Lebens und Strebens und der Schlüssel zu seinen Werken". Und er fährt so schön wie richtig fort: „In den ‚Stationen meiner Lebenspilgerschaft' hat der Dichter uns eine Selbstbiographie hinterlassen, wie streng wahrheitsgemäß und rührend-offenherzig seit Rousseaus Bekenntnissen wohl selten eine geschrieben worden sein wird. Nichts Schwereres gibt es für einen Dichter, als sein eigenes Leben rein sachlich und mit Verzichtleistung auf alle Effekte und poetischen Zieraten zu beschreiben. Etwas, das selbst Goethe nicht getan, hat Hamerling vollbracht. Goethe schrieb ‚Wahrheit und Dichtung', Hamerling bloß ‚Wahrheit'; freilich wollte mancher Kritikus diese Wahrheit eines in stiller Verborgenheit hinfließenden Poetenlebens etwas mager finden, er vergaß aber, daß ein geschichtliches Werk (und ein solches ist eine Lebensgeschichte) andere Zwecke verfolgt als ein poetisches. Erst als der Dichter gestorben war, hat man den Wert der strengen Objektivität und Wahrheitsliebe bis ins kleinste, die in seinen ‚Stationen' ist, erkannt. Der Mann, welcher sich so sehr zurückgezogen und abgeschlossen hatte, dessen Leben manchen rätselhaft erschienen war, der hatte seine Generalbeichte abgelegt vor aller Welt, hatte den Schleier von seiner Seele geworfen — wenige Monate bevor das Bahrtuch seinen Leib deckte."

Äußerlich freilich war Robert Hamerlings Leben nur ein enger Kreis.

Insonderheit seit er seinen Aufenthalt dauernd in Graz genommen.

Nur ein einziges Mal während dieser Zeit hatte er dieses verlassen: 1867 anläßlich einer Reise in seine Heimat. Dort hatte er damals im Hause seines Vetters Koppensteiner in Schweiggers den ersten Gesang des „König von Sion" gedichtet. Sonst blieb er stets in der Murstadt — während

des Winters im ersten Bezirke Realschul- (jetzt Hamerling-) Gasse 6, drei Treppen hoch, wohnend, während der warmen Zeit des Sommers an der äußersten Peripherie von Graz in einem idyllischen Landhause im Stiftingtale sein Tuskulum aufschlagend. Eine edle, dem Dichter persönlich vollkommen fernstehende Dame, Frau Genoveva Miller von Milborn,



„Stiftinghaus". Robert Hamerlings Landhaus.
Daselbst † 13. Juli 1889.
(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Otto Zintl in Graz.)

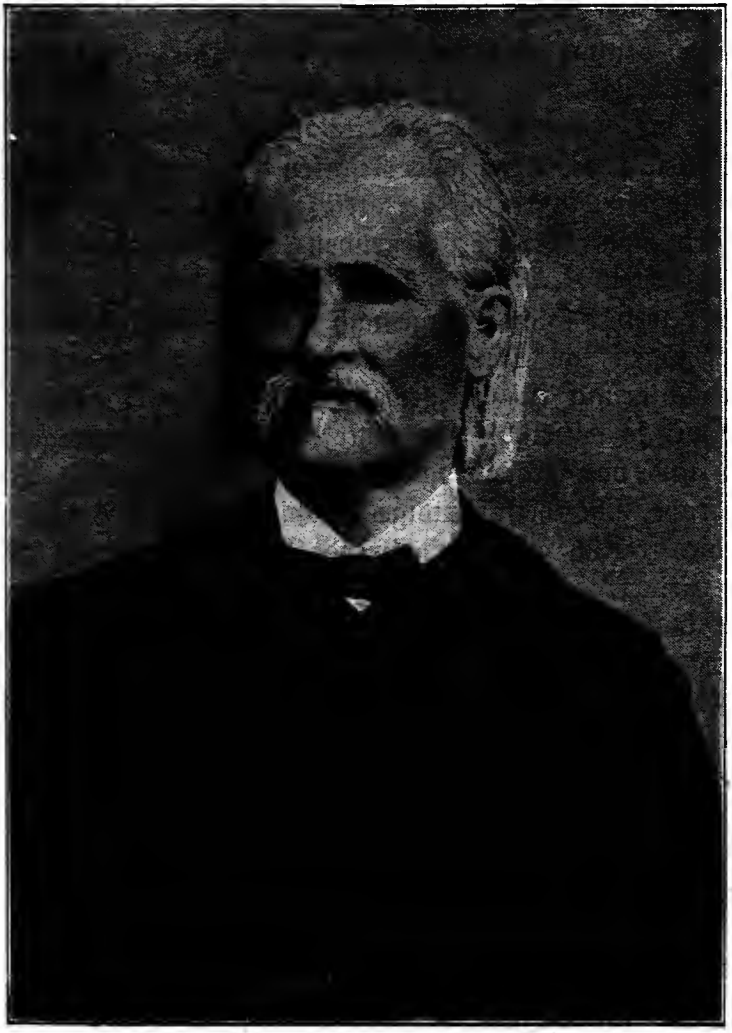
hatte dem Dichter, von dessen wenig günstiger materieller Lage unterrichtet, nach Lektüre des „Ahasver in Rom" einen namhaften Betrag zugewandt. Ein eigen Häuschen schien unserm Dichter das wünschenswerteste. So erwarb er 1870 dieses Landhaus im Stiftingtale. Stets lebten an unseres Dichters Seite seine Eltern. 1879 starb des Dichters greiser Vater. Und zehn Jahre darauf neigte der große Sohn sein müdes Haupt zur langen, langen Ruhe. Sein

müdes, müdes Haupt! Robert Hamerling hat den Dichterruhm schwer mit seinem Lebensglück bezahlt!

III. Letzte Stunden.

Von dem, was Robert Hamerling im letzten Jahrzehnte seiner Lebenspilgerschaft heimgesucht hat an körperlichen Schmerzen, hat wohl kaum der Fernerstehende einen Begriff. Hamerling litt seit Anfang seiner Triester Zeit. Aber seit zwanzig Jahren hatte sich das Übel ausgestaltet zur Darmtuberkulose, zu der sich noch in den letzten Jahren Nierenbeckenentartung gesellt hatte. Seine Leiden waren dementsprechend furchtbarster Art. Und er hat eigensinnig niemals einen Arzt zu Rate gezogen. Und gerade in der heißen Zeit des Sommers verschlimmerte sich der Zustand, der während der Wintermonate stets etwas gemildert auftrat, in ganz bedeutendem Grade, so daß sich dann das Schmerzgefühl bis zur Unerträglichkeit steigerte. Hamerling hatte dann just in seinem Landhause die entsetzlichsten Qualen ausgestanden. Tage-, wochenlang, indes draußen die Natur leuchtete und prangend grünte, war er ans Bett gefesselt und vermochte nur schmerzstöhnend und ächzend mit seiner Umgebung zu verkehren — er, den boshaft-blöder Stadtklatsch so gerne zum sybaritischen Lebemann gestempelt, der seinem „Correggio" gleich Frauenschönheit nur als Künstler empfand. „Auf die Augenblicke", — schreibt er am 11. Juni 1888 an seinen Freund Rosegger — „wo ich die mir meist einzig erträgliche Rückenlage im Bette mit eingezogenen Beinen verlassen und etwas schreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht, wie der Jäger auf das Wild. (Die Anfangszeilen meines Briefes schreibe ich um 2 Uhr nachts. Gott helfe weiter!) Mein Befinden ist derart, daß ich zwar nicht Pessimist, aber verrückt oder blödsinnig zu werden fürchte. Die ununterbrochene, niemals eine Pause gönnende Dauer jämmerlicher Beschwerden, denen schlechterdings mit keinem Mittel beizukommen ist, hat etwas unsäglich Aufreibendes, Nervenaufregendes, Seele

und Leib Verstörendes.“ Und mündlich äußerte er sich um diese Zeit zu Rosegger: „Am meisten Bedenken macht mir



Robert Hamerling in seinem letzten Lebensjahre.
(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Otto Zintl in Graz.)

meine manchmal zutage tretende Aufgeregtheit und Betäubungssucht; es liegt die Gefahr nicht ferne, daß ich wahn-

sinnig werde. Oft habe ich den Drang, mich auszusprechen, aber ich bin allein. Ich bin ganz verlassen, nur mein Elend ist bei mir, meine Schmerzen, die nie mehr ruhen. Wie war ich im vorigen Jahre noch glücklich! Ich konnte manchmal eine halbe Stunde noch im Garten sein. Ich wußte es nicht, wie glücklich ich war . . ." Und dazu das häusliche Ungemach — das Leben an der Seite seiner harten, herrschsüchtigen Mutter, die dem schwerkranken sensitiven Sohne nicht bloß die letzten Jahre tief verbittert hat . . . Eine kommende Zeit wird wohl hierüber (legendenzerstörend!) den Schleier völlig lüften . . .

Aber weder solches Ungemach noch die furchtbare Krankheit vermögen die Muse zu verscheuchen: — jede Minute der Erleichterung ist ihr geweiht und ihrem Dienste! Und — wie wir ja wissen — sie nahte und segnete ihren getreuen Jünger und von des Leidgefolterten Lippen quollen Lieder, daseinsfrohe, schönheitsfreudige Hochgesänge der Versöhnung, durch die freilich oft der Grundakkord wehmütiger Resignation zittert. „Längst erscheine ich mir," wehklagt der Sänger in seiner Selbstbiographie, „wie einer, der mit den Mächten der Unterwelt einen Pakt geschlossen: es sollte mir vergönnt sein, über die mir ursprünglich bestimmte Frist hinaus auf der Erde zu verweilen, aber ich sollte nichts als schreiben dürfen — schreiben mit Mühe und Not — in allem übrigen sollte ich tot und begraben, das Leben und die Welt für mich verschlossen sein. Auch wie eine verwunschene Seele erscheine ich mir oft, die abgeschieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt ist und die nur mehr klingen kann."

Am 10. Juni 1889 übersiedelte Hamerling zum letzten Male aus seiner Stadtwohnung in sein Landhaus. Zwei Dienstmänner mußten ihn über die drei Treppen in den Wagen führen, wobei er halb ohnmächtig wurde. Stolagleich hing ihm vom Hals ein breites Band, dessen Enden das umfangreiche Manuskriptpaket der „Atomistik des Willens" umwanden. Mit den Händen es zu tragen, war er zu schwach

und fremden Händen vertraute er sein Kostbarstes auch nicht auf Augenblicke. Während der Fahrt hinaus ins Stiftingtal — da er rings die grünenden Bäume und die geschäftigen Leute sah — soll er wehmütig gelispelt haben: „Ach, wie angenehm, so zu fahren. Nur nicht so krank, nicht so krank!" . . . Emerson, Aristophanes, vorab aber Dostojewskys „Raskolnikow" waren dann seine letzte Lektüre . . .

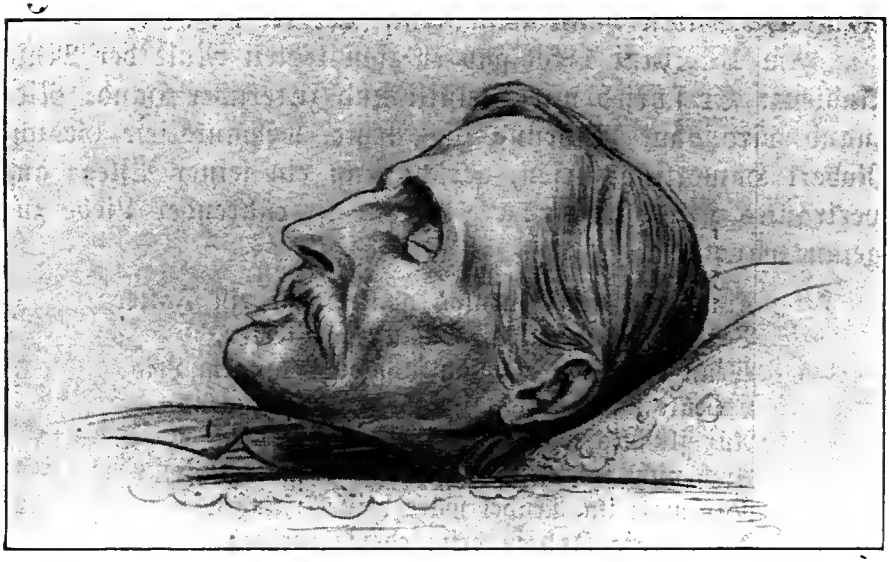
Am 18. Juni 1889 gab er zum letzten Male der Muse Audienz. Er schrieb mit Bleistift und zitternder Hand. Niemand wird ohne Rührung dies letzte, wehmutstiefe Gedicht Robert Hamerlings lesen, gerichtet an ein seiner Pflege anvertrautes Kind, „Berta", dem er in rührender Liebe zugetan war:

Kind, das nun harmlos gaukelt wie ein Falter
Vorbei am Kranken, Schmerzgefolterten,
Wenn heimgehn du mich sahst nach langem Leid,
Gedenke meiner nicht im Braus der Jugend.
Nur flüchtig würdest meiner du gedenken.
Auch nicht im Liebes-, Eh- und Mutterglücke.
Nur matt im Trubel wäre dein Erinnern.
Mit sechzig Jahren erst gedenke meiner,
Des armen kranken Manns, den du gesehen
So Jahr für Jahr auf seinem Schmerzenslager
Und der, von unabläss'ger Qual gefoltert,
Mühselig ächzend wen'ges nur gesprochen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.
Mit sechzig Jahren, Kind, gedenke seiner;
Dann denkst du sinnend seiner, lange sinnend,
Und spätes, tiefes Mitleid überkommt dich
Mit dem, der ausruht längst von aller Qual.
Und eine Träne quillt dir aus dem Aug'
Als Totenopfer für den längst Verblichnen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.

Drei Wochen später, Samstag den 13. Juli, ist er dann gestorben. „Habt nur noch ein bißchen Geduld! Adieu!" Das waren am 12. Juli vormittags seine letzten Worte an seine Umgebung. Dann verfiel er in Agonie und

um die achte Morgenstunde des folgenden Tages ist sein Leben sanft erloschen, wie das Licht einer Lampe.

In seinem Sterbezimmer haben sie ihn aufgebahrt. „Sein Antlitz", berichtet Rosegger, „war schön und mild, fast jugendlich schien es am ersten Tage der Bahresruh'.



Hamerling auf dem Totenbette.
(Nach der Natur gezeichnet, 14. Juli 1889, von Prof. Hans Brandstetter in Graz.)

Er lag in einfachem schwarzem Anzuge, in den gefalteten Händen ein Kreuz, welches einst sein Vater geschnitzt hatte. Keine äußere Auszeichnung schmückte seine Leiche, kein Zeichen fürstlicher Huld, kein Doktorhut, kein Professorendiplom, nichts als des Genius göttlicher Stern über der Stirne. Das Volk kam und überschüttete die Leiche des Dichters mit Rosen." Und bei solcher Totenbildbetrachtung entringt sich's der Seele der kongenialen belle Grazie: „. . . wie er da vor mir liegt — im Sarge, die einst so strahlenden Adleraugen tief in die Höhlen zurückgesunken, die Hände wie von einer letzten Qual zusammengekrampft, die Stirne welk und müde von Gedanken, die vergeblich dem Frieden nach-

gezogen — steht von den hundert leuchtenden Gestalten, die er geschaffen, nur eine einzige vor mir: ‚Unheimlich, beinern, versteint'. Und leise, leise nenn' ich ihren Namen: „Ahasver". Er hat sich zur Ruhe niedergelegt, tief, tief im Schatten . . ."

Montag den 15. Juli 1889, um die dritte Nachmittagsstunde wurde nach feierlicher katholisch-kirchlicher Einsegnung das, was an Robert Hamerling sterblich war, hinabgesenkt in die dunkle Friedhoferde des St. Leonhardgottesackers. Blätter, Kränze und Blumen folgten dem Sarge nach in die Tiefe, dann aber trat ans offene Grab der Abgesandte aus des Dichters Heimat, Landesgerichtsrat Artur von Holland aus Weitra. Und er sprach:

„Gruß dir, du teurer Landesgenosse, letzten Gruß dir aus der Heimat, der stillen, dunklen Waldmark, die du so fest ins Herz geschlossen, die dich geliebt, bewundert als ihren größten, besten Sohn, die dich lieben und bewundern wird, solange die Wellen der Thaya und des Kamp durch ihre grünen Täler fluten!!

„Ein düsteres geheimnisvolles Rauschen zieht durch deine heimatlichen Wälder, in deren Schatten du als Knabe einst gespielt, als Jüngling oft geträumt, als Mann unsterbliche Gedanken und Empfindungen gezeugt. Die reckenhaften Tannen oberm Manhardsberge, sie neigen ihre Wipfel und die ganze, ganze Waldmark von den rebenbekränzten Hügeln der Schmieda bis zu den dunkelsten Schatten des Königswaldes durchzuckt ein Blitz des Schmerzes, durchbebt, durchwühlt namenlose Trauer!!! ‚Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe' — so schriebst du, als noch dunkle Lockenfülle die jugendliche Dichterstirn dir beschattete! Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe. — Treu diesem goldenen, unsterblichen Dichterwort war auch dein ganzes Leben der Liebe gewidmet, der Liebe zu dem Weibe, das dich uns geboren, der heißgeliebten Mutter, der flammenden Liebe zur teuren deutschen Muttererde, der Liebe zur Menschheit und deren höchsten und schönsten Idealen!

Wer soviel Lieb' gesäet, muß Liebe ernten! Liebe, heiße Liebe, düstre Angst und Sorge deiner Landsgenossen hat auch in diesen bangen Tagen dein Krankenbett umschwebt — und Liebe, heiße Liebe deiner Heimat weint an deinem offe-

Klothilde Gstirner (Hamerlings Minona).
(Nach einer Photographie aus dem Atelier von J. B. Rottmayr in Graz.)

nen Grabe, dessen reicher duftiger Blumenschmuck an den Duft und Reichtum deiner Dichterseele mahnt. Doch nicht die Heimat allein, die ganze deutsche Welt, der deutsche Geist — er trauert — ein Jahrhundert weint an deiner Hülle, die allein an dir sterblich ist. Ihr grünen Reiser, könntet ihr doch ewig grünen — ihr Blumen und ihr Blüten, könntet ihr doch ewig duften um den Leib, der so lang und heldenhaft gelitten! Robert Hamerling, du Dichterfürst der Waldmark, lebe wohl! Aus jenen lichten Höhen, wo

dein verklärter Geist jetzt weilt und der ewigen Gottheit näher lauscht, aus jenen lichten Höhen schütze deine Heimat, deine treue Waldmark Niederösterreichs und ihren treuen deutschen Sinn."

Während diese Worte gesprochen wurden, kniete vor der aufgeworfenen Erde des Grabes — in der ersten Reihe der Trauergemeinde — tränenschluchzend — eine schleierverhüllte Gestalt. Es war das Frauenwesen, welches als Minona in unseres Dichters Versen fortlebt, die durch länger als dreißig Jahre in treuer Freundschaft ihm verbunden war, die ihn das Glück der Ehe schließlich selbst froh entbehren ließ.

Zahlreich war die Weiblichkeit huldigend unserm Dichter genaht — aber nur diesem einen weiblichen Wesen verdankte unser Dichter die Sonnenblicke seines Lebens. „Nur einen Trost besitze ich: das teilnehmende Gemüt einer Frau, einer Frau von unvergleichlicher Naturfrische, Wärme, Innigkeit, Heiterkeit, Güte und Hingebung des Herzens. Aber diese Frau ist nahe den Fünfzigern. Ich bin durch nichts an sie gebunden; aber alles Glück der Erde würde mich nicht verlocken können, ihr wehe zu tun. Ihr Name ist Klothilde . . . So wenige wissen von ihr, und doch möchte ich keinen Deut für die Fortdauer meines Namens bei der Nachwelt geben, wenn mit diesem nicht auch der des Weibes fortlebte, ohne dessen treues Mitleben und Mitempfinden in Freude und Leid, ohne dessen verständnisinnige Teilnahme an allen geistigen Interessen bei einer fast kindlichnaiven Natürlichkeit, Frische und Innigkeit des Empfindens mir die Welt und mein Dasein längst zur unerträglichen Last geworden wäre . . ."

Der bürgerliche Name dieser edlen Dame ist Klothilde Stirner. Auch sie deckt gegenwärtig schon die Erde († 5. Juni 1906); der Literaturhistoriker der Zukunft aber wird Hamerling neben Minona nennen, wie er „Dante und Beatrice" schreibt, „Petrarca und Laura", „Lenau und Sophie", „Hölderlin und Diotima."

Aber noch sendet Hamerling neue Worte an uns, da sich das Grab schon über ihm geschlossen.

Wohl vermag er zwei seiner poetischen Entwürfe, die ihm sehr am Herzen lagen, nicht zur Ausführung zu bringen, ein Epos „Parzifal" und eine dramatische Dichtung „Raffael und die Fornarina"; aber doch finden sich in seinem Pulte einige fertiggestellte oder doch fast fertige Manuskripte, die das Licht zu erblicken vermögen: „Lehrjahre der Liebe", eine wertvolle Ergänzung der Selbstbiographie; eine zweite Reihe von Prosaaufsätzen: „Prosa. Neue Folge"; der lyrische Nachlaß (herausgegeben von unseres Dichters langjährigem Freunde Oskar Linke): „Letzte Grüße aus Stiftinghaus"; eine Sammlung venezianischer Geschichten: „Was man sich in Venedig erzählt"; endlich: „Die Atomistik des Willens", jenes große Werk, welches Robert Hamerling als zweites mit „Homunkulus" so lange in sich trug und das eine wissenschaftliche Kritik unserer modernen Erkenntnis werden sollte. Freilich ist dieses (von Dr. Adolf Harpf in Leoben herausgegebene) philosophische Werk nur ein Torso. Hamerling hätte für dieses Werk noch etliche Jahre leben müssen. So manches Kapitel wäre dann geändert, manches sicher auch gestrichen worden.

* * *

Hamerlings Äußeres bereits verriet den Denker und den — Aszeten. „Hamerling", so schildert uns den Fünfzigjährigen sein Freund Lemmermayer — „war mittelgroß, schlank und schmächtig, seine Kleidung sehr einfach. Wahrhaft imposant war sein Kopf. Das lange, schlicht zurückgekämmte weiße Haar fiel auf die schmalen Schultern herab; die Stirne war hoch und geistvoll, mächtige Gedankenbuckeln saßen über den buschigen Augenbrauen. Die schönen braunen Augen lagen tief in den überaus knöchernen Höhlen und wurden von einem inneren Feuer beseelt. Die Wangen waren sehr ein-

gefallen, das Kinn sprang energisch vor, er trug einen Schnurr- und kurzen Knebelbart, beide weiß. Stark entwickelt waren die Kinnladen. Das Gesicht hatte eine längliche Form und den Ausdruck einer Genialität, desgleichen man nicht leicht wieder finden wird. Man merkte, daß der Träger dieses Kopfes ein bedeutender Mensch sein müsse. Keine Photographie und kein Bild gibt den Ausdruck wieder . . . Sein Organ war tief und etwas rauh; es hatte den Anschein, als strenge ihn ein längeres Sprechen an. Er sprach ein legeres Hochdeutsch . . . Wie er so dasaß, vom fahlen Lampenlichte beschienen, glich er einem Wesen aus einer anderen Welt. Man hätte wie vor einem Dämon Furcht empfinden können, wenn seine Herzlichkeit dieses Gefühl nicht verscheucht hätte . . ." — „Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmut um ihn", äußert ergänzend Rosegger.

* * *

Schon wenige Tage nach Hamerlings Tode tat sich zu Graz ein Ausschuß zur Errichtung eines groß geplanten Hamerling-Denkmals zusammen, das — als eine Art Nationaldenkmal gedacht — seine Aufstellung in Graz finden sollte. Da ward von Berlin aus eine Universitätsprofessorsstimme gebieterisch laut, die allen Ernstes Hamerlings Denkmalswürdigkeit bezweifelte. Man hat sich damals über diese Stimme gewaltig aufgeregt, denn sie verteilte vor allem nicht gerecht Licht und Dunkel nach ästhetisch eingehender Untersuchung, sondern verurteilte kurzweg: „Ich mag ihn nicht." Heute weiß von der Affäre nur noch der Literarhistoriker, denn die Wirkung jener Stimme war gleich Null.

Hatte unser Dichter schon bei Lebzeiten ein Denkmal auf dem Vereinsberge bei Schrems — Kirchberg am Walde benachbart — so ward ihm *nach* dem Tode Denkmal auf Denkmal gesetzt. Mitte Juli 1893 erstand das erste große Denkmal in Waidhofen an der Thaya, geschaffen von Professor

Hans Brandstetter: eine überlebensgroße, erzgegossene Gestalt auf hohem granitnem Sockel. Wenige Monate später stellte Stift Zwettl im Präfekturgang des Sängerknaben-Konviktes eine Marmorbüste des Dichters auf. August 1897 ward in Mürzzuschlag auf Anregung des dortigen kunstsinnigen Hoteliers Toni Schruf an einer idyllischen Stelle am Ufer der Mürz ein Hamerlingdenkmal (von Bildhauer Einspinner) errichtet. Seit Oktober 1899 steht im Kremser Staatsgymnasium eine künstlerische Büste. Mai 1904 ward in Graz im Stadtparke die, wie oben betont, als Nationaldenkmal zustande gekommene herrliche Marmorfigur Prof. Kundtmanns enthüllt. Sommer 1909 ward in Karlstift am Fuße des Aichelberges (im nördlichen Waldviertel) ein mächtiger Obelisk mit großem erzgegossenem Porträtmedaillon feierlichst aufgestellt, und wenn vorliegende Zeilen gedruckt vorliegen, dürfte bereits auf dem Hamerlingplatze in Wien Scherpes Hamerlingdenkmal Enthüllung gefunden haben, ein Denkmal, das ohne weiteres an Schönheit und Originalität mit dem Grillparzerdenkmal im Wiener Volksgarten wird zu konkurrieren vermögen. Gleichzeitig arbeitet gegenwärtig (Frühjahr 1910) Prof. Brandstetter an einer Marmorstatue des Dichters, die in den Kampanlagen der Stadt Zwettl ihren Platz finden soll.

Straßen auf Straßen und Plätze auf Plätze in den verschiedensten Orten Österreichs wurden nach unserem Dichter benannt — zahlreich sind die Gedenktafeln ihm zu Ehren an Häusern, die um seinetwillen ehrwürdig — im Waldviertel, in Graz, in Triest — nur lediglich in Kirchberg am Walde, dem Geburtsorte des Dichters, da will es uns scheinen, als ob der Genius der Pietät das Antlitz tief verhüllen müßte, denn Hamerlings (noch keineswegs baufälliges) Geburtshaus daselbst ward 1890 von seinem Besitzer niedergerissen und der an seiner Stelle Hamerling zu Ehren errichtete Neubau vermag über die schwere Pietätlosigkeit — Demolierung des Geburtshauses! — wahrhaft nicht hinwegzutäuschen.

Das (gegenwärtige) Grabdenkmal Hamerlings, modelliert von Prof. Hans Brandstetter. — Enthüllt Juli 1902.

(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Spalke & Kluge in Graz.)

Lange ruhte unseres Dichters Staub auf dem Grazer St. Leonhardfriedhof in einem Erdgrabe, gekennzeichnet durch einen schlichten, niederen Stein, den aber rote Rosen und Vergißmeinnicht, die duftigen Zeugen der Liebe und des Gedenkens, eng umblühten. Herbst 1901 am 24. Oktober aber wurden Hamerlings Erdenreste exhumiert und auf demselben Friedhofe in einer Ehrengruft beigesetzt, welche seit Juli 1902 ein kostbares Grabdenkmal Brandstetters ziert. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß bei der Exhumierung der Leiche etwas pietätvoller mit des Dichters Schädel umgegangen worden wäre . . .

Im Sterbehause schließlich aber hat Frau Klothilde Gstirner ein stolzes Hamerlingmuseum errichtet, eine Sammlung, die in der Reihe der Dichtermuseen an Reichhaltigkeit nicht ihresgleichen hat, selbst das Scheffelmuseum Anton Breitners in Mattsee weit überflügelt. Gegenwärtig — nach Frau Klothilde Gstirners Tod — werden die Schätze dieses Hamerlingmuseums von des Dichters Erbin, Fräulein Berta Seeger, aufs treueste gehütet.

* *
*

Robert Hamerling in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes den ihm gebührenden definitiven Rang anzuweisen, ist wohl erst einer kommenden Zeit vorbehalten. „Das Urteil über Hamerlings dichterische Bedeutung", äußert durchaus objektiv Hofrat Ernst Gnad, „schwankt noch sichtlich zwischen warmer Bewunderung und ablehnender Geringschätzung . . . Allein man kann doch behaupten, daß bei unbefangener Hingebung an seine Werke sich für die ihm zuteil gewordene Anerkennung, vielleicht Überschätzung leichter überzeugende Gründe finden lassen, als für die schroffe Ablehnung, die doch nur möglich ist bei wissentlicher Nichtbeachtung vieler hervorragenden Eigenschaften, die Hamerling nur mit auserwählten Lieblingen der

Muse teilt ... Ihn vollends, lobend oder tadelnd, in Bausch und Bogen in die große literarische Totenkiste der Nachahmer und Epigonen zu werfen, geht noch weniger an. Denn dafür ist Robert Hamerling eine viel zu eigenartige und scharf ausgeprägte dichterische Persönlichkeit, von der sich jeder nach seinem Geschmack angezogen oder abgestoßen fühlen mag ..."

Wien, Frühjahr 1910.

Michael Maria Rabenlechner.

Literatur.

Eine umfassende erschöpfende Hamerling-Bibliographie ist noch ausständig.

Was Böck-Gnadenau im 4. Bande seiner „ungedruckten Briefe" bietet, ist zwar sehr fleißig gearbeitet, aber nicht vollständig; dasselbe gilt von der Bibliographie, die Schierbaum seiner geistvollen „Ahasver"-Studie beigegeben.

Im nachfolgenden werden (um das Zitieren [unter dem Text] im ersten und den folgenden Bänden unserer Ausgabe zu vermeiden) aus der reichen Literatur über Hamerling und seine Werke eine kleine Reihe von maßgebenden Quellenarbeiten (alphabetisch nach den Namen ihrer Verfasser) angeführt.

Obgleich voranstehende biographische Skizze für weitere Kreise berechnet ist, übersah sie doch trotz ihrer Kürze kaum Wesentliches, wie auch die (umfangreicheren) Einleitungen zu den einzelnen Werken in den folgenden Bänden auf einschlägiger Literatur basieren. (Die bisher unbekannten und ungedruckten Briefe Hamerlings an seinen Verleger J. F. Richter sind übrigens in diesen Einleitungen zum erstenmal berücksichtigt.)

Allram, Josef, Aus der Heimat Hamerlings. Wien 1890. 2., vermehrte Aufl. 1893.

Böck-Gnadenau, J., Ungedruckte Briefe von Rob. Hamerling, 4 Bde. Wien, o. J. (1897—1901).

Brukner, B., Hamerling als Erzieher. Hamburg 1893.

Dörfler, St., Hamerling als Lyriker, Programm des Staatsgymnasiums in Nikolsburg 1909.

Ehlen, Ottilie, Briefe Robert Hamerlings über seine satirische Dichtung „Homunkulus", Österreichische Rundschau XVIII, 4.

Franzos, K. E., Zur Erinnerung an Robert Hamerling, „Deutsche Dichtung" VI, 11. u. 12.

Gnad, E., über Robert Hamerlings Lyrik. Graz 1891. (Die Studie ist dann später aufgenommen unter dem Titel „Robert Hamerling als Lyriker" in des Verfassers „Literarische Essays", Neue Folge, Wien 1895.)

Gnad, A., Robert Hamerling als Dramatiker, in „Literarische Essays", Neue Folge, Wien 1895. (Die Studie ist ursprünglich erschienen in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" [München] 1894.)

Goldscheider, Bela (i. e.: Balduin Groller), Robert Hamerlings „Ahasver in Rom". Wien 1869.

Gstirner, Klothilde, Denkwürdigkeiten, „Heimgarten" (Graz) XXXII., S. 583 ff., S. 684 ff., S. 764 ff.

Halusa, Tezelin, P., R. Hamerling, ein Dichterbild aus Österreich. Hamm i. W. 1901 (in der Sammlung „Frankfurter zeitgemäße Broschüren").

Kienzl, Wilhelm, Erinnerungen an Robert Hamerling und andere Poeten, „Deutsche Revue" (Stuttgart), Okt. 1900.

Kleinert, K. E., Robert Hamerling, ein Dichter der Schönheit. Hamburg 1889. (89. Heft der Virchow-Wattenbachschen Sammlung gemeinverständlich-wissenschaftlicher Vorträge.)

Knauer, V., Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und teilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling, Vorlesungen gehalten an der Wiener Universität. Wien und Leipzig 1892.

— Robert Hamerling gegen den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns. Vortrag, gehalten in der Philosophischen Gesellschaft der k. k. Wiener Universität am 12. Dezember 1891. Wien und Leipzig 1892.

Landsteiner, K., Hans Makart und Rob. Hamerling, zwei Repräsentanten moderner Kunst. Wien 1873.

Lemmermayer, Fritz, Persönliche Erinnerungen an R. Hamerling. „Deutsche Revue", (Stuttgart) 1896, S. 177 ff. u. 307 ff.

Marchand, Alfred, Les poetes lyriques de l'Autriche. Nouvelles études biographiques et littéraires. Paris 1886. (Maurice Hartmann — Josephine Knorr — Hamerling.)

Möser, A., Meine Beziehungen zu R. Hamerling und dessen Briefe an mich. Berlin 1890.

Müller-Gutenbrunn, A., Robert Hamerling, „Im Jahrhundert Grillparzers", S. 137 ff.

Müllner, Laurenz, Hamerlings Aspasia, „Literatur- und kunstkritische Studien". Wien 1895, S. 3 ff. (Die Studie ist ursprünglich im „Vaterland" [Wien] als Feuilleton erschienen.)

Payer, R. v., Hamerling als Gymnasiallehrer, „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" V, S. 293 ff.

Rabenlechner, M. M., Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Ein Beitrag zur Geschichte seines Zwettler Aufenthalts. (Hamburg 1896, 245. Heft der Virchow-Wattenbachschen Sammlung gemeinverständlich-wissenschaftlicher Vorträge.)

— Hamerling, sein Leben und seine Werke, I. Band: Hamerlings Jugend. Mit Benutzung ungedruckten Materials. Hamburg 1896.

— „Hamerling als Schottengymnasiast" in der „Festgabe zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums, gewidmet von ehemaligen Schülern". Wien 1907, S. 242 ff.

— Ein bisher unveröffentlichtes Jugenddrama Hamerlings „Die Märtyrer", in „Literaturbilder der Gegenwart", herausgegeben von A. Breitner I. Dresden 1901.

— Eine historische Seminararbeit Hamerlings: „Mohammeds Leben und Lehre", Programm des k. k. Carl Ludwig-Gymnasiums im XII. Bezirke in Wien (1909).

— Verschollenes und Vergilbtes aus Hamerlings Wirken: Des Dichters Triester Programmaufsätze. Eine Studie (unter Benutzung von Hamerlings bezüglichen Nachlaßpapieren), Programm des Triester k. k. Staatsgymnasiums 1900.

— Hamerlings Tragödie „Danton und Robespierre" und die Geschichte. Eine Studie, Programm des k. k. Carl Ludwig-Gymnasiums in Wien 1906.

— Minona, „Tagespost", Graz, 10. Juni 1906 (Feuilleton).

Rausch, Karl, Neues von Robert Hamerling (Heimatreise 1867), „Neues Wiener Journal" vom 27. März 1910.

Rosegger, P., Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Wien 1891. (Ursprünglich veröffentlicht im XIV. Jahrgange des „Heimgarten" [Graz], und daselbst viel umfangreicher wie in Buchform.)

— Briefwechsel zwischen R. Hamerling und Peter Rosegger („Heimgarten" [Graz] XXVI, S. 373 ff., 458 ff., 533 ff., 616 ff., 695 ff., 780 ff., 861 ff., 944 ff.).

Sacher-Masoch, L. v., Erinnerungen an Rob. Hamerling. „Gegenwart". (Berlin) 1894. Nr. 42, S. 230 ff.

Sadger, J., Die Leiden Robert Hamerlings, Feuilleton der „Wiener Medizinischen Presse, 1898, 9 u. 10.

— Robert Hamerling, eine ärztliche Studie. „Die Wage". (Wien) 1898, S. 145 ff. u. 165 ff.

Schierbaum, Heinr., Robert Hamerlings Dichtung „Ahasver in Rom". Eine literarische Studie (1. Bändchen von „Literarische Ernte", Sammlung literar-historischer Essays). Münster 1909.

Schlossar, A., Hamerling-Erinnerungen. Neue Mitteilungen über den Dichter nebst ungedruckten Briefen von demselben und berühmten seiner Zeitgenossen. „Deutsche Revue" (Stuttgart), 1895, S. 343 ff.

— Ungedruckte Briefe Robert Hamerlings an Otto Spielberg, „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", XV, S. 61 ff.

Spektator (i. e.: Moriz Necker), Hamerling ein Erzieher? „Magazin für Literatur", 1890, Nr. 20.

Sturm, Bruno, Zur Bühnenbearbeitung von Hamerlings „Danton und Robespierre", in „Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte, VIII" (herausgegeben von A. Breitner). Wien 1905. (Auch als Separatum erschienen.)

Tausig, P., Eine verschollene Jugendarbeit Robert Hamerlings („über Rittertum und Minnegesang") im Feuilleton der „Badner Zeitung" (Baden bei Wien) vom 18., 25., 28. Dezember 1907 und 4. Januar 1908; vom Satze wurden 200 Separata als Privatdruck hergestellt unter dem Titel „Eine verschollene Jugendarbeit Robert Hamerlings, mitgeteilt von Paul Tausig (als Manuskript gedruckt). Wien 1908." (49 S. in 12°.)

Tebbe, Heinrich, Hamerlings Dichtung „Der König von Sion" und ihre geschichtliche Grundlage. Programm des Königl. Paulinischen Gymnasiums in Münster 1893.

Thaler, Karl v., Briefe von R. Hamerling, „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", XIII, S. 242 ff.

Vancsa, M., Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit. Nach der Widmungshandschrift herausgegeben in der „Neuen Folge" Nr. 1 der allgemeinen Bücherei der österreich. Leo-Gesellschaft. Stuttgart u. Wien 1901.

— Eine ungedruckte historische Jugendarbeit Robert Hamerlings (Leben und Charakter des L. Aelius Sejanus) in der „Österreichischen Revue", 13. Bd., 1892, 1. Heft, S. 63 ff.

Wastian, Franz, Robert Hamerling als deutsche Bühnengestalt, „Tagespost" Graz, 13. Juli 1909. (Als Ergänzung hierzu „Hamerling auf der Bühne", „Vossische Zeitung", Berlin, 16. Juli 1909.)

F. W. (i. e.: Feodor Wehl), Robert Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurteilung. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin, o. J. (1870).

Wichner, J., über Rob. Hamerlings „Ahasver in Rom", Programm des Staatsgymnasiums in Krems 1900.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.